Nr. 5 Leipzig, den 2. Februar 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Das Gleichnis vom verlornen Sohne: 1. Aus dem Vaterhause in die Fremde — Ethische Fragen: 3. Das Gewissen — Was lehrt die moderne Naturforschung über göttliche Dinge? — Eine evangelische Missionskirche: 4. Der Missionserfolg — Eugen Deveria. Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs 7 — Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer — Jesuito-Graphia — Verschiedenes: Aus dem Rauhen Hause; Der gegenwärtige Stand des Kampfes gegen die Unsittlichkeit; Luthers Lebensende — Anzeigen

Das Gleichnis vom verlornen Sohne

1. Aus dem Vaterhause in die Fremde

Woher kommt es, daß dieses Gleichnis uns vor andern ergreift? Einmal daher, daß es so recht hineingreift ins volle Menschenleben; dann aber, weil es die ganzen Tiefen der Sünde vor uns aufdeckt und wiederum die ganze Herrlichkeit des Evangeliums uns vor die Seele malt. Begleiten wir denn einmal den verlornen Sohn, wie er sich aufmacht und aus dem Vaterhaus in die Fremde, ins Elend zieht, wie ihn im Elend das Heimweh ergreift, und er sich aufmacht, um ins Vaterhaus zurückzukehren, und welche Aufnahme er findet im Vaterhaus.

Vaterhaus! Was liegt nicht alles in diesem einen Wort! Dieses Haus im Gleichnis war offenbar ein begütertes Haus. Aber das Köstlichste darin war doch die Liebe des Vaters, die Liebe, die für die Kinder sorgte von Kindesbeinen an, die Liebe, die sie ziehen wollte, daß sie ganze, tüchtige Männer würden, die Liebe, zu der sie allewege sich flüchten konnten mit ihren kleinen und großen Sorgen, mit einem Wort: die Liebe, die allewege nichts anders suchte und dachte, als ihr Bestes an Leib und Seele. Und ihr kehrt der Jüngling den Rücken.

Was trieb ihn hinaus aus dem Vaterhaus? Er hat wohl andre gesehn, die nicht unter den Augen, unter der Zucht des Vaters lebten, und es ist in seinem Herzen ein Zug gewesen, der ihn hinzog zu ihrem zuchtlosen Leben. Er hat sich von ihnen verführen lassen. Da hat die Vaterliebe auch darin sich gezeigt, daß sie ihn abmahnte, warnte vor den Wegen der Sünde. Aber das hat den Trotz des Sohnes wachgerufen; und die guten Freunde haben nachgeholfen: „Was? Du bist ein Mann! Was willst du dich noch gängeln lassen wie ein kleiner Knabe! Du bist alt genug, um dein eigner Herr zu sein!“ Das hat gezündet, sein Herz kehrt sich ab vom Vaterherzen. Ja, er will selbständig werden, er fordert sein Erbteil! Nun ist er sein eigner Herr!

Aber wie er nun so dahinlebt, er wird des Lebens, er wird seiner Freiheit doch nicht recht froh. Die Nähe des Vaters hat doch etwas Bedrückendes. Da reift ein Entschluß in ihm: er will ganz fortziehen in die Fremde, da wird er erst ganz frei sein! Nicht als ob er dort liederlich leben wollte, o nein, er will schon zeigen, daß er auch trotz seinem freien Leben ein ordentlicher, tüchtiger Mann werden kann. So zieht er fort, nicht als Bettler, sondern mit Geld und Gut, dank der Fürsorge seines Vaters; und wenn er es zusammenhält, dann kann er es zu etwas bringen, dann kann er einst seinem Vater vor die Augen treten und sprechen: „Siehst du, ich bin dennoch vorangekommen!“ Aber ob es also geht? Ob nicht vielmehr sein Zug in die Fremde ein Zug ins Elend wird?

Wie hätte es dem Jüngling so wohl sein können im Vaterhause! Wie hätte es der Mensch sich so wohl sein lassen können in dem Hause, an der Hand, an dem Herzen seines himmlischen Vaters! Wie hat er um ihn her alles so herrlich geschaffen! „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk! Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut es kund der andern! Da ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höret!“ Und wie hat er den Menschen so künstlich und fein bereitet! Und wie hat er ihm die Ewigkeit ins Herz gelegt! Wie hat er ihm ins Herz gelegt die Freude an allem, was lieblich ist, was wohllautet, Liebe und Freundschaft! Wie hat er ihm ins Herz gelegt den hohen Geist, der alle Tiefen der Erde und alle Höhen des Himmels durchforscht! Den hohen Geist, der ihn treibt zu frischem, fröhlichem Ringen, daß er die Welt umher sich unterthan mache! Die hohen, herrlichen Gedanken, auf daß sie im Herzen sich entfalten, sein ganzes Wesen durchdringen, bis er einst als vollendetes Gotteskind eingehe zu ewiger Herrlichkeit!

Aber freilich, er hat auch viele Schranken gezogen durch sein Gebot, durch sein Gesetz. Und doch sind die verbotnen Früchte so lieblich anzuschauen. O wenn ich nur dies, das oder jenes hätte, wie herrlich müßte dann das Leben erst sein! Freilich, es ist wider Gottes Gebot! Aber was Gott! Wer weiß, ob es einen Gott giebt! Greif nur zu! Die ganze Welt ist dein! Greif nur zu! Und wenn es einen Gott giebt, er wird die Welt darum nicht in Stücke schlagen! Und dich auch nicht! So greift der Mensch zu, so reißt er sich los von dem Hause, von der Hand, von dem Herzen des himmlischen Vaters! Ob er sein Glück findet? Ob es ein Zug ins Elend ist?

Was findet der Jüngling im Gleichnis? Zuerst scheint es allerdings ein glückliches Leben zu sein. Rasch bildet sich ein Freundeskreis, der ihm redlich sein Gut verzehren hilft. Nun ist er erst recht sein eigner Herr! Ein freier Mann! Anfangs mag er wohl noch auf Erwerb gedacht haben; aber sei es, daß die guten Freunde ihm keine Zeit ließen, sei es, daß seine Vergnügungen das Doppelte verschlangen von dem, was er erwarb, genug, sein Gut wird kleiner und kleiner; endlich steht er am Rande des Verderbens, am Bettelstabe! Er sucht Hilfe bei den guten Freunden, die ihm so treulich geholfen sein Gut verprassen. Aber — aber —: „Wir möchten gern helfen, — doch die schlechten Zeiten, — die große Teuerung!“ Ins Elend hinein haben sie ihm geholfen, aus dem Elend heraus helfen sie ihm nicht! Da rafft er sich auf, um sich selbst zu helfen. Aber er verdient nicht einmal genug, um seinen Hunger zu stillen. Er begehrte, seinen Bauch zu sättigen mit den Träbern, die die Schweine fraßen; und niemand gab sie ihm.

Ists nicht die Geschichte jedes gottentfremdeten Herzens? Sind nicht Hunderte und Tausende von Jünglingen und Jungfrauen also hinausgezogen, das Herz voll hoher Gedanken; aber nach kurzem Rausch griff das Leben hinein ins Herz mit rauher Hand, und eine der duftigen Blumen nach der andern ward zerdrückt, einer der hohen Gedanken nach dem andern erstarb, das Herz versank in Gemeinheit und Sünde, oder es ward doch leer und öde! Und ist es denn anders möglich, als daß das Herz leer und öde, kalt und tot wird, wenn es nicht befeuchtet, erquickt wird von Ewigkeitsgedanken? Muß nicht der Weg, der von Gott fortführt, in Gemeinheit hineinführen? Muß denn nicht alles, was im Herzen lebt — es sei noch so hoch, noch so herrlich — seinen Glanz, seinen Duft verlieren, wenn nicht eine ewige Liebe über uns waltet, wenn diesem Erdenleben der Hintergrund der Ewigkeit genommen wird?

Du hast deine Freude an Liebe und Treue. Wohl, so lange es dir Genuß schafft. Aber wenn es nun deinem augenblicklichen Begehren widerstrebt? Wirfs fort! Tritts mit Füßen! Warum nicht? Was ist Liebe und Treue, wenn nicht eine ewige Liebe, wenn nicht ein Gott der ewigen Treue über uns waltet? Ein Hauch! ein Nichts! Wirfs fort! Tritts mit Füßen! Du hast deine Freude an der Wahrheit! Wohl, so lange es dir Vorteil bringt. Aber wenn es dir nun nicht mehr vorteilhaft scheint? Wirfs fort! Tritts mit Füßen! Was ist Wahrheit ohne einen wahrhaftigen, ewigen Gott? Ein Hauch! ein Nichts! Wirfs fort! Tritts mit Füßen! Du hast deine Freude an Zucht und Sitte! Wohl, so lange es dir bequem ist. Aber wenn es dir nun einmal unbequem wird? Wirfs fort! Tritts mit Füßen! Was ist Zucht und Sitte, wenn nicht ein heiliger Gott darüber wachet? Ein Hauch! ein Nichts! Wirfs fort! Tritts mit Füßen! Mit einem Wort: alles, was lieblich ist, was wohllautet, alles, was hoch und herrlich ist im Menschenleben, im Menschenherzen, ist ohne Gott doch nichts als ein Mittel, das augenblickliche Begehren zu befriedigen. Wenn es dir widerstrebt — wirfs fort! Tritts mit Füßen! Nur dieses Leben ist dein! Genieße es, so viel du kannst, müßtest du auch Liebe und Treue, Wahrheit, Zucht und Sitte und alles, was edel und herrlich ist, mit Füßen treten!

Das ist für folgerichtiges Denken das Ende des Weges, der von Gott abführt. Ist aber ein Mensch bei diesem Ende angekommen, ist er dann nicht eben da, wo der Jüngling im Gleichnis endet — bei dem Vieh? Hat seine Seele eine andre Nahrung als das Vieh? Nämlich: essen und trinken, schlafen und wachen, arbeiten, ruhen und sterben? Die Befriedigung des augenblicklichen Triebes, des augenblicklichen Begehrens? Aber der Mensch ist dann noch ärmer daran, als das Vieh. „Er begehrte seinen Bauch zu sättigen mit den Träbern u. s. w., und niemand gab sie ihm!“ Das Vieh ist zufrieden mit Essen, Trinken, Schlafen, Wachen, Arbeiten, Ruhen und Sterben. Aber der Mensch ist zu hoch geboren, zu fest ist seinem Herzen das göttliche Ebenbild eingeprägt, und so lange noch ein Funke davon in ihm lebt, so lange kann er wohl gierig hinschauen nach der Befriedigung des Viehs, aber volle Befriedigung finden kann er dabei nicht; immer wieder zieht es seine Seele nach oben, zieht durch seine Seele die Sehnsucht nach höherer, edlerer Speise!

Nun siehe da: auf einer Seite das himmlische Vaterhaus, durchwaltet von der ewigen Liebe, und der Mensch getragen von dieser Liebe, nach Gottes Bild geschaffen, auf daß er ein Erbe seiner Herrlichkeit werde; auf der andern Seite: der Mensch nichts mehr, als die Tiere des Feldes, und alles, was hoch und herrlich ist in seinem Herzen, ein Hauch, ein Nichts, ein Wahnsinn, eben gut, um die augenblickliche Lust zu befriedigen und dann zertrümmert und mit Füßen getreten zu werden! Und nun schau nach rechts, schau nach links — wo wird dirs wohl? O daß doch alle, die sich losreißen von Gott, daß sie alle bedächten, welches das Ende dieses Weges ist! Laßt uns nicht diesen Weg gehen! Nein, laßt uns festhalten an dem Vaterherzen, an der Vaterhand Gottes, auf daß wir seine Kinder bleiben und immer mehr werden, bis wir einst als vollendete Gotteskinder eingehen dürfen zur ewigen Herrlichkeit!

E Str

Ethische Fragen

3. Das Gewissen*)

Wohl kaum wird ein Wort öfter gebraucht und seltener verstanden, als das Wort „Gewissen.“ Man spricht von einem weiten oder engen, von einem schlafenden, von einem normalen Gewissen und versteht darunter gewöhnlich die sogenannte innere Stimme, die uns sagt, was gut und was böse ist. Woher rührt aber diese Stimme? Ist sie eine besondere Fähigkeit, eine eigentümliche Gabe im Menschen, oder nur eine seelische Funktion, wie andre Thätigkeiten unsers inwendigen Lebens?

Das Einfachste, so scheint es, wäre zu sagen:

Das Gewissen ist das Bewußtsein von der Sitte oder das Dasein der Sitte im Individuum (P. 282).

Hiergegen jedoch müßte allerdings erklärt werden, daß dann, wenn jemand weiß, wie menschlich es bei der Entstehung des Gewissens zugegangen ist, für ihn die Autorität desselben aufhörte. Man könnte nun zwar sagen: Die Sitten, die Autorität beanspruchen, sind nicht zufällig entstanden, sind nicht willkürlich erfunden und festgesetzt. Vielmehr werden sie immer hervorgebracht von der aus den Einzelnen bestehenden Gesamtheit nach bestimmten psychischen Gesetzen. Man dürfte sie sonach etwa bezeichnen als „den Ausdruck einer allmälig von einem Volke in langem Laufe seines Lebens erworbenen Erfahrung über das, was gut und verderblich ist“ (P. 283). Wie die Sprache, wie der Staat nothwendiger Weise auf Grund psychischer Funktionen entstanden sind, so auch die Sitten. Niemand aber werde deswegen den Respekt vor diesen Sitten verlieren, weil er begreifen lernte, wie sie nach und nach zu stande gekommen sind (P. 283). — Ganz richtig. Doch, wer diese „psychische Gesetzmäßigkeit“ versteht, wird, wenn er weiter nachdenkt, auf die höhere Gesetzmäßigkeit geführt werden müssen, die in den psychischen Gesetzen wirkt und offenbar wird, auf die eben nach diesen psychischen Gesetzen entstehenden und im Fortgang der Entwicklung sich klärenden ethischen Ideen.

Dazu kommt die Frage: Wie verhält es sich, die Berufung auf jene innere Gesetzmäßigkeit anerkannt, dann mit dem sittlichen Fortschritt? Wie sind die zu beurtheilen, die mit Recht gegen bestehende schlechte oder der Verbesserung bedürftige Sitten auftreten, obgleich diese nach psychischen Gesetzen entstanden sind und auf Grund dessen Autorität fordern? — Vielleicht möchte erlaubt scheinen, für einen solchen Fall sich darauf zu berufen, daß in der geschichtlichen Entwicklung sich neben dem Gesetze der Sozialisirung das der Differenzirung geltend mache (P. 287). In diesem Sinne könnte man vielleicht ausführen:

Aus einer vorausgesetzten Ureinheit des Menschengeschlechts haben sich durch allmälige Differenzirung zunächst die großen Individuen der Rassen und Völker gebildet: verschiedne Religion und verschiedne Sitten machen ihre geistige Individualität aus. Im weitern Fortschritt lösen sich auch die Individuen aus der geistigen Substanz des Volkes zu geistigem Sonderdasein los. Auf niedrer Kulturstufe finden wir die einzelnen Glieder eines Volkes durchaus gleichartig: dieselben Vorstellungen, Gedanken, Urteile, Gewohnheiten, Handlungsweisen, kurz derselbe geistige Lebensinhalt, wie er durch Religion und Sitte gegeben ist, kehrt bei allen wieder. Mit der aufsteigenden Entwicklung wird der Lebensinhalt reicher und mannigfaltiger und zugleich der Unterschied in der Bildung der Einzelnen größer. Das Individuum beginnt sich eigne Gedanken über die Dinge zu machen, die allgemeinen Gedanken über Welt und Leben, welche ihm durch Religion und Mythologie zugeführt werden, genügen ihm nicht mehr: er beginnt zu philosophiren (P. 286. 287) . . . . zu reformiren. . . .

Was jedoch ist mit dieser Betrachtung gewonnen? — Durch sie wird der Gemeinschaft das Individuum, der allgemeinen Sitte die individuelle Auffassung entgegengesetzt, ohne daß ein Maßstab angegeben würde für das Recht dieses Individuellen gegenüber der Gemeinschaft und für das Recht zur Aenderung des Bestehenden. So lange dieser Maßstab fehlt, kann selbstverständlich nur von Sitten, nicht von Sittlichkeit die Rede sein und auch keine Erklärung des Gewissens gefunden werden.

*) F. verweist auf Franks, P. auf Paulsens, H. auf Harms' Ethik.

Im Gewissen dagegen eine „göttliche Bezeugung" (F. 1, 131) zu finden, es anzusehen als den „Ausdruck einer göttlichen Norm" (F. 2, 433) ist, richtig verstanden, gewiß zutreffend. Gott ist der Schöpfer des Menschen. Er hat auch die psychischen Gesetze vorgeschrieben, nach denen das Gewissen sich entwickelt und geltend macht. Aber man darf das Gewissen nicht als die Grundlage nur des natürlich-sittlichen Bewußtseins ansehen (F. 2, 258. 430) und es in diesem Sinne für fehlsam und dem Irrtume preisgegeben halten (F. 1, 21; 2, 433). Es kann nicht ein natürlich-sittliches und ein „in Gott gebundnes" christliches Gewissen (F. 2, 127. 183. 191) geben. Dasselbe ist vielmehr im tiefsten Grunde immer in Gott gebunden, ist nur Eins. Es kann niemals irren. Alles Sittliche wäre sonst unvermeidlichen Schwankungen und Unklarheiten ausgesetzt.

Das Gewissen ist überhaupt nicht ein besondres Organ der menschlichen Seele, sondern eine psychische Thatsache, die erst nach jeder Handlung pünktlich sich vollzieht. Den hierbei stattfindenden innern Vorgang richtig zu verstehen, muß man unterscheiden zwischen dem Gesetze, das einer Handlung als bestimmend vorhergeht, und dem seelischen Zustande, welcher der Handlung nachfolgt.

Bevor Jemand handelt, muß Ueberlegung stattfinden, wenn nicht blindlings gehandelt werden soll. Diese Ueberlegung nun besteht darin, daß der Mensch, der im Begriffe ist, irgend etwas zu thun, verschiedne Motive mit einander vergleicht, wenn nicht ein Motiv mit unwiderstehlicher Kraft alle andern rasch niederzwingt. Dies letztere wird der Fall sein bei leidenschaftlicher Erregung oder bei festem Charakter. Ueberlegt man, dann treten verschiedne Beweggründe abwechsend in der Seele hervor. Darunter werden auch die ethischen Ideen sich befinden, oder die bestimmte ethische Idee, die bei der betreffenden Handlung in Betracht kommt. Diese steigt im Bewußtsein empor als Musterbild für den Handelnden. Doch entweder ist die Idee selbst noch nicht zur Klarheit gebracht oder wird von andern Vorstellungen verdunkelt. Dann redet man wohl von einem irrenden oder fehlsamen Gewissen, wenn Irriges mit der reinen Idee sich mischt. Aber da ist der Name Gewissen noch gar nicht anwendbar. Vor der Handlung machen allein die sittlichen Musterbilder sich geltend, die nur mißverständlich „Gewissen" genannt werden.

Abgesehen davon aber, ob diese dunkler oder klarer hervortreten, so kann weiter der Handelnwollende die aufsteigenden sittlichen Ideen überhaupt gar nicht oder nur flüchtig beachten und handeln, ohne mit ihnen seinen Entschluß, seine That verglichen zu haben. In diesem Falle ist er nicht gewiß geworden, ob sein Handeln recht ist oder nicht, und man sagt, er handelt gewissenlos. Aber auch hier ist das noch nicht getroffen, was in Wahrheit unter Gewissen verstanden werden muß.

Dieses macht sich immer erst nach der That geltend. Man nehme an, daß der Vergleich mit den sittlichen Musterbildern im Menschen vor der Handlung stattgefunden hat. Dann sind die beiden Fälle möglich: daß entweder das sittliche oder ein anderes (im weitesten Sinne) sinnliches Motiv die Oberhand behielt. Siegte das sittliche, so ist Einklang in der Seele. Das ist das ruhige, bez. gute Gewissen. Wurde das sinnliche Herr, so entsteht Zwiespalt in der Seele, weil die ethische Idee nicht aufhört sich geltend zu machen. Das ist das unruhige oder böse Gewissen.

> Das Böse ist Störung in der normalen Entwicklung . . . . . ., ein innerer Widerstreit in den Willensakten der Seele. Die Einheit und Harmonie wird durch das Böse Zwietracht, Disharmonie, woraus die inneren Vorwürfe kommen. (H. 161. 162.)

Damit kann man einverstanden sein. Das Gewissen ist also nicht ein besondres Organ der menschlichen Seele, das wie „mit einer einfachen, mechanischen Operation" schon vor jeder That unfehlbar den besondern Fall unter die allgemeine Regel stellte, sondern ein auf jede That erst folgender Gemüthszustand. Hiermit ist hinreichend deutlich, was man unter Gewissen zu verstehen hat.

K

Was lehrt die moderne Naturforschung über göttliche Dinge?

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß in unsern Tagen der Unglaube und die Gleichgiltigkeit in Glaubenssachen immer größere Fortschritte macht und immer weitere Kreise ergreift. Der Unglaube tritt nicht nur in der Form auf, daß er sich als ein Nichtglauben der anerkannten Sätze der verschiednen Konfessionen hinstellt, sondern er erhebt sein Haupt so kühn, daß er behauptet, die Thorheit eines jeden Glaubens beweisen zu können. Die nicht geringe Zahl von Schriften dieser Tendenz haben doch so weit auf die Massen gewirkt, daß durch die mit Pathos vorgetragnen Behauptungen und scheinbaren Beweise starke Zweifel erregt und eine immer noch im Wachsen begriffene Gleichgiltigkeit erzeugt wurde. Das Schlagwort, das man zumeist von den Fanatikern des Unglaubens hört, lautet: „die Resultate der modernen Naturwissenschaften." Diese sollen, so wird behauptet, allen alten Köhlerglauben an Gott und Offenbarung als kindlich und kindisch bewiesen, die Dunkelheit und Ungewißheit des blinden Glaubens durch das Licht der klaren und deutlichen Erkenntnis überwunden haben, und was dergleichen bombastische Redensarten mehr sind. Es verlohnt daher der Mühe, die Resultate und vor allem die Methode der modernen Naturforschung daraufhin zu untersuchen, was sie denn nun eigentlich über göttliche Dinge lehrt, lehren will und ihrer Natur und ihrem innersten Wesen nach auch nur lehren kann.

Unter Naturwissenschaften in dem besagten Zusammenhange versteht man jedoch nicht die Gesamtheit der Wissenschaften, die sich mit der Natur oder einem ihrer Teile in irgend einer Richtung beschäftigen. An die sogenannten „beschreibenden Naturwissenschaften," also Zoologie und Botanik zunächst, wird in diesem Zusammenhange nicht gedacht, allerdings nur soweit sie „bloß beschreibend" sind; soweit sie mehr sind, soweit sie das Beschriebne in seinem Zusammenhange begreifen und aus seinen Ursachen erklären wollen, wie mittels der Darwinschen Hypothese, gehören sie sehr wohl in jenen Zusammenhang. Die Forschungsmethode ist aber allen Naturwissenschaften gemeinsam, und daher wollen wir diejenige näher betrachten, die so recht eigentlich als exakte Naturwissenschaft in ausschließlichem Sinne gilt, weil ihre Forschungsmethode maßgebend und bestimmend für die der andern Naturwissenschaften war, die Physik; auf die andern kommen wir dann noch kurz zurück.

Die Physik im engern Sinne zieht in den Kreis ihrer Betrachtungen die mechanischen oder Bewegungserscheinungen, wohin auch die Schwingungen der Luft gehören, die in unser Ohr fallend eine Tonempfindung erregen, ferner diejenigen, welche unter den Namen der Erscheinungen der Wärme, des Lichtes, des Magnetismus und der Elektrizität bekannt und durch sie charakterisirt sind. Die ewigen und unumstößlichen Naturgesetze, die bei der Durchforschung der genannten Gebiete aufgefunden sind, sollen es nun sein, die jedem Glauben den Boden unter den Füßen wegziehen und klare Erkenntnis an seine Stelle setzen. Wir wollen daher einige dieser Gesetze und die Art, in der sie gefunden und begründet wurden, näher betrachten.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Körper durch die Wärme ausgedehnt werden; zwar gilt dies nicht ganz allgemein und ausnahmslos, aber doch für die überwiegende Mehrzahl der Stoffe. Nehmen wir also einen bestimmten Stoff, etwa Kupfer, so würden wir aus der Erfahrung die allgemeine Regel ableiten: Eine bestimmte Kupfermasse nimmt bei einer erhöhten Temperatur einen größeren Raum ein als vorher. Dieser Satz wäre ein Naturgesetz, und er enthält nichts, als den Ausdruck einer Erfahrung, die man bei einem erneuten Versuche immer wieder von neuem machen kann. Der Physiker ist mit dem Gesetz in dieser Form aber noch nicht zufrieden; ihn interessirt zunächst die Art und Weise, wie sich das Kupfer ausdehnt, ob bei gleichmäßiger Erwärmung gleichmäßig, und vor allem, um welchen Betrag? Durch sorgfältige Messungen ist festgestellt worden, daß eine Kupferstange sich in der Längsrichtung bei einer Temperaturerhöhung von 1 Grad Celsius um $^1/_{58800}$ derjenigen Länge ausdehnt, die sie bei 0^0 hat,

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

d. h. daß eine Stange von der Länge 1 Meters bei 0° sich bei jeder Temperaturerhöhung von 1 Grad Celsius um $0,_{017}$ Millimeter ausdehnt. Anstatt nun diese Erfahrung als einen Satz auszusprechen, bringt sie der Physiker der leichteren Darstellungsweise und des schärfern Ausdrucks wegen in die Form einer mathematischen Gleichung. Man bezeichnet mit l_0 die Länge einer Kupferstange bei Null-Grad, mit l die Länge derselben Stange bei t^0; da die letztere um $\frac{1}{58800} \cdot t$ größer ist als die erstere, so besteht die mathematische Gleichung:

$$l = l_0 + \frac{1}{58800} \cdot t \cdot l_0$$

Das ist nun ein physikalisches Gesetz in der vollkommensten Form; es sagt uns durch seine Form, in welcher Weise, durch seine Zahl, um welchen Betrag sich eine Kupferstange bei einer Temperaturerhöhung ausdehnt. Es beschreibt vollständig das Verhalten einer Kupferstange bei Erwärmung.

Zur weiteren Verdeutlichung der Methode, welche die Physik befolgt, um ein Naturgesetz zu finden und aufzustellen, will ich noch ein Beispiel aus der Lehre vom Licht erläutern. Es war seit langem bekannt, daß ein Lichtstrahl, der auf die Grenzfläche eines Mediums trifft, in dem er sich bewegt hat, seinen Weg nicht in derselben geradlinigen Richtung fortsetzt, sondern teilweise in das erste Medium zurückkehrt (reflektirt wird), teilweise in das zweite Medium eindringt, hierin jedoch eine andre Richtung einschlägt, die mit der ursprünglichen einen Winkel bildet. Diese Erscheinung war bereits den Alten bekannt; trotz vielen Bemühungen gelang es aber nicht, sie in der Form einer mathematischen Gleichung auszusprechen. Man dachte sich die Senkrechte auf der Grenzfläche konstruirt und bestimmte durch sorgfältige Messungen die Winkel, welche die betreffenden Richtungen mit dieser Linie bildeten; man erkannte, daß, wenn der Strahl einen größern Winkel mit dieser Senkrechten bildete, dies auch seine Fortsetzung im zweiten Medium (der gebrochne Strahl) that, daß also ein bestimmter Zusammenhang zwischen diesen Winkeln bestehen müßte; diesen aber durch eine Gleichung auszudrücken, die mit einem Schlage die Größe oder Veränderung des zweiten Winkels bei einer bestimmten Veränderung des ersten Winkels zeigt, wollte nicht gelingen. Endlich bemerkte Snellius im Jahre 1624 bei vielen sorgfältig angestellten Versuchen, daß zwischen zwei Größen, die von diesen Winkeln abhängen und die in der Mathematik sinus genannt werden, eine einfache Beziehung besteht. Beim Uebergange aus einem bestimmten Medium in ein andres bestimmtes muß der sinus des Winkels im zweiten Medium stets mit einer bestimmten Zahl, n, multiplizirt werden, damit man den sinus des Winkels im ersten Medium erhält. Demnach lautet die mathematische Form dieser Beziehung, wenn man mit i und r die beiden Winkel bezeichnet:

$$\text{sinus } i = n \cdot \text{sinus } r$$

Beim Uebergange von Luft in Wasser haben sorgfältige Messungen als Wert dieser Zahl n die Zahl $1,_{33}$ ergeben. Dort lautet diese Beziehung demnach:

$$\text{sinus } i = 1,_{33} \cdot \text{sinus } r$$

Hier haben wir wieder ein Naturgesetz in seiner reinsten Form; der mathematische Ausdruck gestattet, mit einem Schlage das Verhalten des Lichtstrahls bei dem Uebergange aus dem ersten Medium in das zweite vollständig zu erkennen, mit andern Worten, der mathematische Ausdruck beschreibt dieses Verhalten vollständig. Die Geschichte der Entdeckung dieses Gesetzes zeigt zugleich aufs deutlichste die Methode der Physik: das Verhalten der Körper in der Natur wird beschrieben, eine Reihe beobachteter Thatsachen wird durch eine mathematische Gleichung möglichst kurz und doch vollständig ausgedrückt.

Aus dem Vorgetragenen scheint klar hervorzugehen, daß auch die Physik eine „bloß beschreibende“ Naturwissenschaft ist; ob man aber ein Raubtier beschreibt, die Anzahl seiner Zähne in Gruppen teilt und durch eine Formel ausdrückt, oder ob das Verhalten eines Lichtstrahls der Gegenstand der Beschreibung ist, bleibt für das, worauf es hier ankommt, ganz gleichgiltig; stets kann daraus nur das Beschriebne in seinem Verhalten klar gemacht, niemals dagegen auf dessen Ursachen geschlossen werden. Diese letztern aber sind es, die gegen den Glauben ins Feld geführt werden; die in der Natur wirksamen Kräfte

sind es, die den Glauben unmöglich machen sollen. Wir wollen daher jetzt auf den Begriff „Kraft“ etwas eingehn.

Dieser Begriff gehört demjenigen Teile der Physik an, der die Bewegungserscheinungen behandelt, der Mechanik. Auch hier, wie überall, ist die Aufgabe erfüllt, wenn die Bewegungen in der Welt in ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge vollständig beschrieben werden, und thatsächlich leistet die Physik auch nichts weiter. Aber wir Menschen sind doch so organisirt, daß wir nicht mit der Erkenntnis zufrieden sind, wie die Welt aussieht, und wie die Erscheinungen in ihr vor sich gehen, wir möchten auch gar zu gern wissen, warum sie so aussieht, und warum die Erscheinungen in der beobachteten Weise vor sich gehen. Es ist klar, daß wir damit das Gebiet der Erfahrungen verlassen und in das Reich der Spekulation eintreten. Um bei dem letztern Beispiele zu bleiben, so hat die Physik alles, was sie als Erfahrungswissenschaft leisten kann, geleistet, nachdem sie das Verhalten des Lichtstrahls durch eine mathematische Formel in allen Fällen vollständig gezeigt hat. Fragen wir nach dem Grunde dieses merkwürdigen Verhaltens, so läßt uns die Erfahrung ohne Antwort, und wir begeben uns mit aller weiteren Forschung in das Gebiet der unvermeidlichen menschlichen Irrtümer, wo eine Hypothese die andre verdrängt, eine Theorie der andern Platz macht, bis diese wieder durch eine dritte ersetzt wird, die auch nicht für immer ihren Platz behaupten wird. Als Leitstern in dieser Verwirrung bleiben einzig die beobachteten Thatsachen, also die unumstößlichen Naturgesetze, die eben, wie gezeigt, nur die Vorgänge in der Welt beschreiben. Die Geschichte der Physik zeigt dieses Verhältnis sehr deutlich. So hat man einen Grund für die Lichterscheinungen darin finden wollen, daß die leuchtenden Körper Teile ihres Stoffes mit großer Geschwindigkeit fortschleudern, welche das Auge treffend die Lichtempfindung erregen (Newtons Emanationstheorie); diese Anschauung ist verdrängt von der andern, daß die Welt mit einem feinen Stoffe (Aether) erfüllt ist, dessen Bewegungen das Auge als Licht empfindet (Undulationstheorie). Auch die Herrschaft dieser Anschauung zählt nur noch nach wenigen Jahren; überall ist eine neue Theorie im Entstehen, welche die Lichterscheinungen im Zusammenhange mit den elektrischen und magnetischen Vorgängen begreifen und erklären will. Als unveränderliche Naturgesetze verbleiben, wie gesagt, nur die Vorgänge selbst bestehen, welche die Physik beschreibt.

So ist es auch in der Mechanik. Die Erfahrungswissenschaft beschreibt uns z. B., wie der Fall der Körper vor sich geht, und drückt auch hier den Vorgang durch eine mathematische Formel aus. Die weitere Forschung, die eine Anziehungskraft der Massen einführt, ist Spekulation, über deren Richtigkeit wir niemals eine vollständige Gewißheit erlangen können. Aber auch diese Spekulation kann nicht dazu verwertet werden, wozu der Unglaube sie verwerten will; und deswegen wollen wir auch auf dieses Gebiet noch eingehn.

Wenn wir eine Veränderung in dem Bewegungszustande eines Körpers bemerken, wenn er plötzlich seine Richtung ändert, oder wenn seine Geschwindigkeit eine größere oder kleinere wird, so schreiben wir dies einer uns unbekannten Ursache zu und wenden dazu den Ausdruck an: Es wirkt eine Kraft auf den Körper. Kraft ist also nur ein andrer Ausdruck für „Ursache einer Bewegungsänderung.“ Von dem Wesen dieser Ursache haben wir nicht die allerentfernteste Vorstellung und können sie auch nicht durch die Erfahrung gewinnen. Daher gewinnt die Vorstellung einen zahlenmäßigen Gehalt nur, wenn wir die beobachtete Wirkung, also die Bewegungsänderung betrachten. Diese setzt sich aus der bewegten Masse und aus der erzeugten Geschwindigkeit zusammen; wird daher die doppelte, dreifache Masse bewegt, so schreiben wir der Ursache, also der hypothetischen Kraft, auch die doppelte, dreifache Größe zu, und ebenso, wenn die erzeugte Geschwindigkeit die doppelte oder dreifache ist. Das ist der Begriff der Kraft, wie er in die Mechanik eingeführt wird, und er dient hier lediglich dazu, die Beschreibung der Bewegungsvorgänge einfacher und übersichtlicher zu gestalten. Die Einführung des Kraftbegriffes hat also absolut nichts mit andern Anschauungen über Schöpfung, Offenbarung oder irgendwelchen geistigen Dingen zu thun, sie soll nur zur Er-

leichterung der spezifischen Aufgabe der Mechanik dienen; diese Aufgabe aber ist, wie einer unsrer hervorragendsten Physiker, der vor wenigen Jahren verstorbene Erfinder der Spektralanalyse, Professor G. Kirchhoff, es ausgedrückt hat, die möglichst vollständige und einfache Beschreibung der Bewegungserscheinungen. Daß eine solche Beschreibung unmöglich dazu dienen kann, irgend etwas über, für oder gar gegen die der Welt zu Grunde liegenden Ursachen, Gott, Schöpfung, Offenbarung u. s. w., auszusagen, ist von vornherein und ohne weiteres auch dem einfachsten Verstande klar.

Ist die Mechanik schon außer stande, irgend etwas Endgiltiges über die Ursachen der Erscheinungen auszusagen, mit denen sie sich beschäftigt, so kann sie noch weniger ein Urteil darüber abgeben, ob außer diesen Erscheinungen noch andersartige bestehen. Die Behauptung des Gegenteils erscheint neben ihrer naiven Logik auf den ersten Anblick schon deshalb abgeschmackt, weil es ja so viele andre Naturwissenschaften giebt, die es nicht mit Bewegungserscheinungen zu thun haben. Das Bestreben aller dieser ist aber darauf gerichtet, sich in eine Mechanik zu verwandeln. Zunächst zeigt sich dies in den andern Zweigen der Physik; auch die Erscheinungen der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität und des Magnetismus bemüht man sich heute, als rein mechanisch, also als Bewegungsvorgänge aufzufassen und demgemäß mit Hilfe des in der Mechanik eingeführten Begriffes der Kraft als der Ursache einer Bewegungsänderung, gemessen an der bewegten Masse und der erzeugten Geschwindigkeit, zu beschreiben. Aber auch alle andern Naturwissenschaften thun dasselbe; selbst die Physiologie, die sich mit den Lebensvorgängen beschäftigt, will sich in eine Mechanik verwandeln und entschuldigt sich mit vorläufiger menschlicher Unkenntnis, wo dies noch nicht gelungen ist. Wir berufen uns hierfür auf das Zeugnis eines der bedeutendsten Forscher auf jenem Gebiete, des Professors Virchow. Seine Worte lauten:

Man kann nicht sagen, daß die organische Zellenbildung nicht mechanisch sei, weil wir sie noch nicht auf mechanische Verhältnisse, auf numerische und mathematische Werte zurückführen können.

Und an einer andern Stelle sagt er:

Der Vorgang des Lebens muß sich auf eine besondre Art der Mechanik zurückführen lassen.

Fassen wir jetzt noch einmal alles zusammen, so ergiebt sich Folgendes:

Sämtliche Naturwissenschaften bemühen sich, sich in eine Mechanik zu verwandeln, also die Erscheinungen, mit denen sie sich beschäftigen, als Bewegungsvorgänge aufzufassen. Die Mechanik beschreibt die Bewegungsvorgänge auf möglichst einfache und vollständige Weise, indem sie sie auf allgemeine Regeln, sogenannte Naturgesetze, zurückführt, die sie in der Form mathematischer Formeln ausspricht. Richten wir an die Mechanik, mithin auch an sämtliche Naturwissenschaften, die beiden Fragen:

Erstens: Kannst du uns Aufschluß geben über das, was den Bewegungsvorgängen zu Grunde liegt? so lautet die Antwort:

Nein! Darüber kann ich mit Sicherheit nicht einmal die leiseste Vermutung aufstellen und muß mich daher mit der Thatsache der Bewegung und ihrer Veränderung begnügen.

Zweitens: Kannst du uns sagen, ob außer den Bewegungsvorgängen, die du beschreibst, noch etwas andres in der Welt existirt, oder ob sich alles auf mechanische Vorgänge zurückführen läßt? so lautet auch hier die Antwort:

Wie sollte ich wohl dazu imstande sein! Welch eine kindliche Behauptung wäre doch das: Außer dem, womit ich mich beschäftige, existirt nichts andres mehr. Kenne ich doch nicht einmal die Ursachen des mechanischen Geschehens in der Natur, wie sollte ich da wohl über seelische Vorgänge, über geistiges Leben und das ihm zu Grunde liegende Prinzip Aufschluß geben können!?

Unsre Betrachtung zeigt uns also, daß die Mechanik und somit die ganze moderne Naturwissenschaft ihrem innersten Wesen nach eine Naturbeschreibung ist und sein will, daß sie somit über das der Natur zu Grunde liegende Prinzip, über geistiges Leben, über Gott, Schöpfung, Offenbarung u. s. w. nichts lehrt, lehren will und auch gar nichts lehren kann. Von vornherein ist somit klar, daß alle Gedankengänge, die, sich auf die Naturforschung stützend, Beweise für den Unglauben zu besitzen behaupten, fehlerhaft sind. Diese Fehler im einzelnen nachzuweisen, fällt dem in der modernen Naturwissenschaft Bewanderten nicht schwer, ist aber nach dem Dargelegten nicht mehr notwendig.

Dr B Borchardt

Eine evangelische Missionskirche

4. Der Missionserfolg

Wir betrachteten die Missionskirche in ihrer Arbeit. Wir fragen nun nach ihrem Ergebnis.

Seit dem bescheidnen Anfange der Mission sind 158 Jahre verflossen. Der Fortschritt des Werkes war ein langsamer, aber stetiger. Nach dem Berichte des Missionsdepartements für die Generalsynode 1889 befinden sich 84201 bekehrte Eingeborne gegenwärtig in der Pflege der Brüder. Wir gewinnen einen Maßstab für die Beurteilung, wenn wir damit die ganze Zahl der Herrnhuter in Vergleich stellen. In Deutschland, der Schweiz, Böhmen, Rußland, Holland, England, Nordamerika sind ihre Kolonien zerstreut; diese umfassen nur ein wenig mehr als 31000 Mitglieder.

Ein Rundgang durch das Missionsgebiet zeigt den fortgeschrittensten Stand in Westindien. Das Stadium der eigentlichen Missionsarbeit ist hier überschritten. Die nächste Aufgabe ist jetzt, die gesammelten Christen zu einer selbständigen Heidenkirche zu organisiren, und Vieles ist bereits dafür geschehen. Auf allen Stationen befinden sich seit 1871 drei Korporationen von Eingebornen: 1) die Nationalhelfer, die, vom Missionar ernannt, mit ihm zusammen für die geistlichen Interessen der Gemeinde sorgen; 2) die Komitees, vom Gemeinderat gewählt, denen die äußeren Angelegenheiten der Gemeinde zugewiesen sind; 3) der Gemeinderat, aus den männlichen Kommunikanten über 21 Jahren bestehend. Ende 1888 haben in den beiden westindischen Provinzen neben 26 europäischen, bezw. amerikanischen Missionaren 18 Eingeborne gewirkt, ein Zahlenverhältnis, wie es bei der gegebenen Sachlage kaum günstiger sein kann. Wer für Schulwesen Verständnis hat, wird ferner die Thatsache zu würdigen wissen, daß mehr als 8000 Kinder in mehr als 120 Schulen täglichen Unterricht empfangen.

Wesentlich anders ist der Stand der Mission in Grönland und Labrador. In dem erstern Gebiete seit 1733, in dem letztern seit 1752 bestehend, hat sie wohl große Erfolge aufzuweisen, aber die Weiterführung der Bekehrten zur eignen Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten ist durch den Kulturzustand der Eskimos, wie bemerkt, geradezu ausgeschlossen. Das Klima, die Bodenbeschaffenheit und der Nationalcharakter der Eskimos haben den Eifer der Missionare jederzeit auf schwere Proben gestellt. Seit 1884 haben die Brüder auch in Alaska, im äußersten Nordwesten von Nordamerika, festen Fuß gefaßt.

In Suriname befinden sich zur Zeit 26103 Einwohner in Pflege. Die Arbeit verteilt sich hier auf die Buschneger in den Urwäldern, auf die Neger in der Stadt Paramaribo und die auf dem Lande, in den Plantagen lebenden. Eine gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse in Stadt und Land wurde durch die Aufhebung der Sklaverei am 1. August 1873 herbeigeführt. Es ist verständlich, daß damit für den Bestand des Missionswerkes eine kritische Zeit begann. Wohl wurde gerade jetzt der segensreiche Einfluß langjähriger, treuer Missionsarbeit offenbar, und manche Hemmnisse der Ausbreitung des Christentums fielen nun hin. Es war die Einwirkung auf die Neger fortan von der Erlaubnis der Plantagendirektoren unabhängig. Aber noch im Jahre 1881 schrieb ein Missionar (Jahresbericht 1882, S. 14) über die Folgen der Negerbefreiung:

Die Mission befindet sich wie in einem ruhig kreisenden Wasser, in welchem aber kein Halt noch Festigkeit zu erlangen ist. Den Begriff, den die Neger gefaßt haben, von jedermann und allen Verhältnissen unabhängig zu sein, hat einen Mangel an Achtung, Ehrerbietung und Bruderliebe, wie auch eine Geringschätzung des Wortes Gottes und des christlichen, ehrlichen Familien- und Gemeindelebens hervorgerufen. . .

Anfang der achtziger Jahre erstand eine große Gefahr, indem ein Missionar sich so weit verirrte, gegen die Anwendung einer strengen Kirchenzucht offen aufzutreten und sich an die Spitze einer Oppositionspartei zu stellen. Es ist gelungen, diese Empörung im Innern der Gemeinde zu unterdrücken.

Auf der Mosquito-Küste in Mittelamerika arbeitet die Brüdergemeinde erst seit 1849. Zweimal (1865 und 1876) haben furchtbare Orkane die Stationen schwer geschädigt. Gefährlicher noch ist die Nachbarschaft der spanisch-katholischen Republik Nicaragua. Die Küste ist seit 1860 dem für die Mission sehr wohlthätigen englischen Protektorat entzogen und zum selbständigen Staat gemacht worden. Aber es besteht die Gefahr einer Annexion durch Nicaragua. Eine solche wäre nach dem Urteil der Missionare das Ende der Mission; seit langem ist den Jesuiten des Nachbarlandes die evangelische Niederlassung ein Dorn im Auge. Eine im Jahre 1881 auftretende Erweckung hat der Missionsarbeit die Herzen wunderbar eröffnet.

Die Indianermission in Nordamerika ist ein Erbstück aus der Gründungszeit der Brüdergemeine. 1734 begonnen, hat sie eine große Blüte gehabt. Unter den tragischen Geschicken des Volkes hat die Mission treu ausgehalten; sie kann nur hoffen, dem kleinen Ueberreste einen Lebensabend zu bereiten, der durch das Licht des Evangeliums verklärt wird.

Aehnlich ist der Dienst an den Papuas in Australien (seit 1849). Sie bieten das Bild der größten heidnischen Verkommenheit dar. Renan hat ihnen den Besitz einer unsterblichen Seele abgesprochen. Durch die Berührung mit der europäischen Kultur wird ihre Zahl von Jahr zu Jahr geringer. Das völlige Aussterben des Volkes ist mit Sicherheit zu erwarten.

Auf eine dritte große Missionsprovinz stoßen wir in Südafrika. Im Jahre 1887 wurde hier ein 150 jähriges Jubiläum gefeiert, die Landung Georg Schmidts in der Kapstadt am 9. Juli 1737. Es war ein schlichter Mann aus Mähren, der einst sechs Jahre schwere Gefangenschaft um seines Glaubens willen ertragen hatte und nun gekommen war, um den verachteten Hottentotten das Wort des Lebens zu verkündigen. Wohl gelang es ihm, einen kleinen Kreis um sich zu sammeln und einige zu taufen, aber die Feindschaft der Kolonisten, die in der Bekehrung ihrer Sklaven eine Gefahr erblickten, hemmte sein Wirken, trieb ihn 1744 sogar aus dem Lande. Als nach achtundvierzig Jahren (1792) neue Missionare erschienen, fanden sie eine alte Hottentottin, die das Neue Testament, das Georg Schmidt ihr gelassen, als ein ihr anvertrautes Pfund benutzt hatte. Sie hatte ihre Kinder und Enkel aus ihm das Lesen gelehrt und auch sonst daraus vorgelesen, eine Saat, die nun weiter gepflegt werden konnte. Jetzt ist das Missionswerk in einen westlichen und einen östlichen Bezirk geteilt; jener von den Hottentotten, dieser von Kaffern bewohnt.

In Asien hat die Brüdergemeine seit 1853 auf dem Westhimalaya Niederlassungen, gegenwärtig drei. Die Absicht bei der Gründung dieses Werkes war, den Mongolen im chinesischen Reiche das Evangelium zu bringen. Bis jetzt durfte aber die Grenze nicht überschritten werden. Hart an ihr warten nun die Missionare auf die Zeit, da das unermeßliche Reich sich öffnen wird. Die Zeit wird ausgenutzt durch Arbeit an den Tibetanern. Es ist eine Saat auf Hoffnung. Ein zum Ausharren ermutigender Erfolg ist die Gründung einer Station in Leh, der Hauptstadt der westlichen Tibet (1886). Hier wirkt seit 1887 auch der erste Missionsarzt, den Herrnhut ausgesandt hat.

Die Unterhaltung dieses ganzen großen Werkes erforderte 1887 1229630 Mark. Wenn in dem Jahresbericht in der Regel nur etwa ein Drittel dieses Betrages als Ausgabe angeführt wird, 1887 z. B. 491890 Mark, so findet das darin seine Erklärung, daß in der öffentlichen Rechnungsablegung nur die Posten genannt sind, welche die Missionsdirektion in Herrnhut passiren. Die angegebene Summe wird erreicht, wenn die direkten Verwendungen einzelner Gesellschaften und die von den Missionen selbst aufgebrachten Summen hinzugerechnet werden.

Die Versorgung der Labradormission hat z. B. eine Gesellschaft von Missionsfreunden in London vollständig übernommen. Geschäftliche Unternehmungen werden von seiten der

besonders dazu ernannten Missionare in Labrador, St. Thomas, Moskitoküste, Suriname und Südafrika geleitet.

„Wenn das Werk von Menschen ist, so wird es zu nichte werden; ist es aber aus Gott, so vermöget ihr nicht, es zu vernichten.“ Wer den Erfolg als höchsten Maßstab verwendet, muß zu einer sehr günstigen Beurteilung der Gemeinschaft sich angeregt fühlen, die so Großes geleistet. Aber wer auch den Erfolg als Maßstab der Gediegenheit geringer wertet, wird der kleinen Kirche in diesem Stücke seine Bewunderung nicht versagen können. Nach alledem dürfte sich die Stellung der Brüdermission in der Geschichte der Ausbreitung des Christentums so bezeichnen lassen: Ihr Verdienst ist es, in einer für Mission nicht interessirten Zeit diese als Pflicht erkannt und begonnen zu haben. Sie ist dadurch die Lehrmeisterin der spätern Gesellschaften geworden. Ihre gegenwärtige Bedeutung liegt darin, daß sie von allen protestantischen Gesellschaften die größte Zahl bekehrter Heiden in Pflege hat (Basel 19187; Barmen 29125; Berlin II 32659; Berlin I 17704; vergl. Warneck, Allg. Miss.-Zeitschr. 1888 Mai, S. 249). Ihre Besonderheit liegt darin, daß sie von der Brüdergemeine als Ganzem betrieben wird und in vielen Stücken eine eigentümliche Methode verfolgt.

C M

Eugen Deveria

Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs

7

Die Vaterliebe, die dem Künstler so tief eingewurzelt war, hatte keinen Gegenstand mehr, dem sie hätte wohlthun können. Der Tod seines Kindes zeigte ihm die Wirklichkeit so rauh, wie er nicht geahnt. Er sah, daß, wenn er bisher gewohnt gewesen war, von „seinen Lieben“ zu reden, er damit eigentlich allein Marie gemeint hatte. Fand er auch draußen im Leben genug Sympathie und Hochschätzung — als Christ, als Künstler stand er allein. Und was diese Worte für eine Menge verborgner Leiden enthalten, geht aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs hervor. Aber er murrt, er zweifelt nie. Er ringt so lange, bis er leise aufsteigenden Groll niedergekämpft hat, und hört nicht eher auf, seine Gefühle unter Gebet und Thränen zu meistern, bis er aus vollem Herzen Gott loben kann. „Geheiligt sei dein Name“ — wie ein immerwährender Refrain tönt diese Lobbitte durch die Blätter seines verschwiegnen Buches, durch die Kämpfe und Siege seines frommen Herzens. Es ist ergreifend, dieses Ringen mit anzuschauen, diese Blätter zu lesen. Sie heben den Leser auf heilige Höhen, unter denen abgrundtief die Welt mit ihren Thränen und Gräbern liegt.

Mit der seiner regen Natur eignen erstaunlichen Lebenskraft versuchte Deveria, neue Liebe geben und empfangen zu können, und schickte sich an, in seiner Umgebung das Kind zu suchen, das ihm das verlorne etwas ersetzen könnte. In einem jungen Schüler hoffte er einen Sohn gefunden zu haben. Das an einem andern aufstrebenden Talente zu thun, was einst sein Bruder für ihn gethan hatte, einem zweiten Ich die Pfade der Kunst zu öffnen, seinem Vaterlande einen großen Künstler zu schenken, durch sein Beispiel und seine Mahnungen eine junge Seele vor drohenden Gefahren zu behüten, den Freund vielleicht zu seinem Glauben zu führen — das war der neue Traum des Malers. Wenn sich dieser Traum auch nur teilweise verwirklichte, so half er ihm doch, über die ersten Jahre seiner kummervollen Einsamkeit leichter hinwegzukommen. Neben seinem Atelier voll junger Mädchen, deren Unterricht ihm täglich neue Prüfung war, hatte er nun einen Schüler, seinen Schüler, der von morgens bis abends bei ihm war, den er einweihen konnte in die Geheimnisse der herrlichen Kunst, den er teilnehmen lassen konnte an dem Leben und Ringen seiner hochstrebenden Seele, dem er alles anvertraute, was er selbst an Talent besaß. Gustave de C. vergalt die Liebe seines Meisters reichlich und arbeitete mit feuriger Lust unter dieser treuen Leitung. Bald gesellten sich noch ein paar Schüler dazu, die dem Meister gleichfalls viel Freude machten; er räumte den Jünglingen eine Ecke seines Damenateliers ein und verbarg sie vor den Blicken

der Mädchen hinter einem großen Wandschirm. Die „Wölfe“ hieß man die Eindringlinge; aber es war die fröhlichste Zeit seiner Schülerwerkstatt, da die Wölfe neben den Schäflein malen lernten. Nur viel zu kurz war die Zeit. Einer der Schüler starb, die andern zerstreuten sich, sein junger Freund zog nach Paris. Auch Eugen Deveria reiste nach Paris. Noch einmal trat er mit einem großen Gemälde vor die Oeffentlichkeit. Er übergab seine „Rückkehr des Christoph Kolumbus“ dem Salon von 1859. Die Kritik überging das Bild gänzlich mit Stillschweigen. Das traf den Künstler ins tiefste Herz. Er hatte einige Zeit bei seiner Schwägerin, der Witwe des verstorbnen Achilles, gewohnt, mit er er nach dem Tode des Bruders in ein herzliches Verhältnis getreten war. In deren altem Künstlerheim fühlte er die alten Hoffnungen, den alten Künstlerehrgeiz neu belebt; dort hatte er das Bild vollendet. Und nun dies vollkommne Schweigen, dem man nur allzu deutlich die Absicht anmerkte, es um jeden Preis thun. Der thörichte Sonderling, der Paris mit Pau, die katholische Glaubensgleichgiltigkeit mit protestantischem Glaubenseifer, die leichtsinnige Lebensweise mit ernster Sittenstrenge vertauscht hatte, der alte Romantiker, der es wagte, die eigne und fremde Sünde strafen zu wollen, der langweilige Moralprediger aus der Provinz mußte totgeschwiegen werden — das war die Losung, die einzuhalten darum nicht schwer war, weil das Bild wirklich nicht sonderlich wertvoll war. Aber das gänzliche Stillschweigen war bitterer als die herbste Kritik. Der Künstler kehrte nach Pau heim; sein Leben ward elender wie je. Vergebens versuchte er durch köstliche Briefe „seinen Gustav“ sich, seiner Malweise, seiner Schule zu erhalten. Seine Schule, die romantische, war längst überholt und veraltet. Gustav folgte der Fahne des jungen Frankreichs. Das war unvermeidlich, und doch war es eine neue bittre Erfahrung, eine neue Enttäuschung. Deveria war in seinem künstlerischen Glauben erschüttert und verzweifelte sogar in bösen Stunden an dem Glauben an seinen Bruder, der ihn darin gebildet hatte. Er versuchte immer von neuem, den alten Einfluß auf den Schüler zurück zu gewinnen. Es war vergeblich. Er war wieder allein.

Er nahm ein Kind aus armer, kinderreicher Familie zu sich. Aber dieser Versuch glückte nicht. Er sorgte dann für die hinterlassene Tochter eines protestantischen Schweizers. Hier fand er die ersehnte Gegenliebe; das Kind lernte ihn lieben und ist, als sie später heranwuchs, ihm eine treue Adoptivtochter geworden. Sie wurde Lehrerin und zog fern von Pau. Zwischen ihr und dem väterlichen Freunde entspann sich dann ein Briefwechsel, ähnlich dem, der einst zwischen Vater und Tochter hin und her gegangen war. Dies zarte Verhältnis zu dem jungen Mädchen war der letzte glänzende Sonnenstrahl in dem Leben des liebebedürftigen Mannes. Und daneben pries er Gott, der ihm ein solches schönes Glück als einen Nachhall aus alter köstlicher Zeit noch einmal beschert habe.

Auch mit der Schwägerin in Paris stand er in regem schriftlichen und persönlichen Verkehr. Besuche und Briefe wurden ausgetauscht, und es war ihm eine große Freude, in dem alten Heim als Oheim hoch geachtet und viel geliebt zu sein.

Im Jahre 1863 starb seine Frau. Zu seinem eignen tiefsten Schmerze hinterließ dieser Tod keine Lücke in seinem Herzen. Mehrmals reiste er nun nach Paris. Eine kindliche Freude empfand er, als er bei seinem letzten Besuche dort die Gemäldesammlung des Luxemburg-Palastes (in der sein „einziges“ Gemälde aufbewahrt wurde) besuchte, und zwei alte Galeriediener ihn als den einst Gefeierten wieder erkannten, von dem sie für die Verwahrung seines Regenschirmes keine Gebühren nahmen. „So vermehrt mir der Herr die Freuden der Liebe,“ ruft er in frommer Dankbarkeit aus.

Der Abend kam. Vom letzten Sonnenstrahl der Liebe angeglüht, lebte er stille Tage in Pau. Aus den Briefen und Tagebuchblättern dieser Tage weht uns der alte kindlich gläubige, hoffnungsvolle Geist entgegen. Vieles ersinnt er, viel Sorgen machen ihm das Scheiden schwer. Auch an die evangelische Kirche seines Heimatlandes denkt er mit Schmerz.

O wie glücklich wäre ich, so ruft er aus, wenn ich den Protestantismus in Frankreich sich zu einer schönen Einigkeit entwickeln sähe! Es scheint mir, daß das überhaupt günstig für die geistige Entwicklung dieses meines Volkes sein würde, das so unweise ist in seinen Gedanken über Freiheit, weil ihm die Nahrung aus dem Worte Gottes mangelt. Aber ach! der Kreis, in dem wir leben, ist zu erzkatholisch, als daß eine so kläglich organisirte Kirche wie die unsrige einen nachhaltigen guten Einfluß haben könne.

Viel beschäftigte er sich in seinen letzten Lebensjahren mit der Uebersetzung der Psalmen. Er selbst empfand dabei viel Freude und Erhebung, bekannte aber mit gutem Humor gern, daß seine geistlichen Freunde die Gedichte nicht sonderlich gelungen fanden.

In seiner Gemeinde besaß er je länger je mehr einen großen Einfluß. Wie eine Prophetengestalt erschien er dem jüngern Geschlechte. Der so heiter und liebenswürdig plauderte, war völlig verwandelt, wenn er von Glaubensdingen sprach oder betete.

Die ihn da gehört haben, konnten den Ausdruck fast himmlischer Freude nie vergessen, der dann über sein bleiches Antlitz zog und alle Traurigkeit verschwinden machte. Es schien dann, als ob die schwere Last, die sein Leben bedrückte, in solchen Augenblicken von seinen Schultern fiele und als ob er hinaufgehoben würde zu den hehren Höhen, von denen er sprach wie ein Weissagender. Die Worte drängten sich über seine Lippen, eine Beredsamkeit, fremdartig, persönlich, heftig und zart zugleich, gab seiner Rede eine ergreifende Macht. Manches war vielleicht nicht ganz richtig, es wäre unmöglich gewesen, diese Herzensergießungen wieder sagen oder drucken zu wollen, aber das innere Leben quoll dabei in vollen Strömen aus seinem Herzen, und die wir ihn hörten, sprachen oft: So haben gewiß die alten Propheten geredet.

Am 2. Februar 1865, da er bei frischer Kraft in seinem Atelier arbeitete, wurde er von plötzlichen schweren Schmerzen überfallen; er sank zu Boden, der Pinsel entfiel seiner thätigen Hand; wenige Stunden qualvollster Leiden brachen die Kräfte seines Lebens. „Herr Jesus, komme bald“ — war der letzte Schrei, den er in seinen furchtbaren Qualen ausstieß; und dieser Schrei ward erhört. Am Morgen des nächsten Tages verschied er.

Sein Begräbnis war anders, wie wenn er in Paris geblieben wäre. Keine offizielle Beteiligung, keine kühlen Reden gleichgiltiger Freunde; aber eine Menge in Trauer, eine Menge Freunde und unter ihnen so viele der Armen und Kleinen, denen er immer so gern geholfen hatte und denen sein ganzes Leben zu weihen er noch wenige Tage zuvor feierlich gelobt hatte. Wahrlich eine seltsame Gefolgschaft für den jungen romantischen Maler von 1827; die, welche ihn beweinten, dachten weit mehr an den Menschen, an den Christen, an den Freund als an den Künstler. Die sich seiner Ruhmestage noch erinnerten, sahen wohl mit Wehmut auf diesen Wechsel im Schicksal des Teuren, aber sie mußten gestehen, daß er so das bessere Teil erwählt habe. Auf dem kleinen protestantischen Friedhofe von Pau ruht Eugen Deveria. Er liegt allein — weder die Familie seiner Jugend, noch die seines reifen Alters liegt ihm zur Seite. —

Das ist die einfache Geschichte von Eugen Deveria, die Geschichte eines Mannes, der ein Herz besaß, groß genug für die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Nächsten, und der, als er der Liebe Gottes sich hingab, die Liebe seiner Nächsten fast völlig verlor. Eine ehrwürdige Gestalt, ein einsamer Dulder, der doch nie an seinem Glauben irre wurde und im tiefsten Elend der Gnade und Huld Gottes fest vertraute. Er wußte, daß die Hand, die schlägt, auch heilt. Er wußte, daß dieses Erdenleben nichts andres ist als ein Anfang, die Stätte der Arbeit und der Prüfung, und daß da, wo das Glück fehlt, die Pflicht bleibt. Trotz fortwährenden Mißerfolgen und Enttäuschungen hat er ohne Rast beharrlich gearbeitet, gerade als wenn jede seiner Hoffnungen mit Triumph gekrönt gewesen wäre. Oft genug zurückgewiesen, hat er nicht aufgehört zu lieben und sein Herz allen entgegenzubreiten, die sich ihm nahten. Ein Besiegter vielleicht, wenn man sein Leben auf menschlichen Ruhm und irdisches Glück hin betrachtet, aber ein Sieger und mehr als ein Sieger durch den Glauben, den er sich bewahrte.

In seiner Heimat ist „der Maler des einen Bildes“ so gut als vergessen. Und denkt man dort seiner, so geschieht es mit leisem oder lautem Spott über seine thörichten religiösen

Grillen, die sein schönes Talent verzehrt und ihn allen Freunden unerträglich gemacht hätten. Sein Glaube sei Thorheit gewesen. Vielleicht daß in evangelischer Ferne mitfühlende Seelen sind, die das harte Urteil der Vergessenheit als ungerecht empfinden, die es zu schätzen wissen, wie der Künstler unablässig bemüht war, seiner Kunst zu dienen, auch als deren Gunst ihm längst verloren ging; die den Mann und Christen lieben lernten, als sie sein ergreifendes Schicksal lasen. R B

Die Bergpredigt

Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer

Max Kretzer gehört zu den großen Propheten der jungdeutschen, realistischen Litteratur. Irre ich nicht, so ist er das, was die Amerikaner einen self made man nennen, d. h. er stammt aus Lebenskreisen, deren Söhne wir gewöhnlich nicht als Schriftsteller thätig sehen, und hat sich durch eigne Kraft bis zu der Fähigkeit aufgeschwungen, litterarisch wirken zu können. Er machte sich in weitern Kreisen zuerst bemerklich durch einen widerlichen Roman „Drei Weiber,“ schrieb dann ein vielfach gerühmtes Charakterbild „Meister Timpe“ und hat nun die Welt mit seiner „Bergpredigt“ beschenkt.

Geringschätzig die Achseln zuckend oder in sittlicher Entrüstung polternd kann man heutzutage doch nicht mehr an den realistischen Erzeugnissen unsers Schrifttums vorübergehn. Daß in diesem Blatte neulich (1890, Nr. 1) das bedingungsweise Recht des Realismus offen anerkannt wurde, hat mich gefreut, und auch, daß neulich bei dem zu Ehren des siebzigjährigen Fontane gegebnen Festmahle auf einige bittere Ausfälle Frenzels hin — wenn anders die Zeitungen recht berichtet haben — kein Geringerer als der Kultusminister von Goßler die angegriffne realistische Richtung maßvoll in Schutz nahm. Denn wir können es alle nicht leugnen: die bisherige Romanschreiberei familienblättlicher und pseudogeschichtlicher Art will heute nicht mehr ausreichen. Die Zeit ist zu ernst dazu geworden, und schwerere Aufgaben sind an uns herangetreten, als daß wir romantischen Tändeleien noch allein unser Ohr leihen könnten. Die soziale Frage vor allem harrt der lebendigsten Teilnahme, der regsten Mitarbeit, der endlichen Lösung. Daher ist es ein gutes Recht der „Realisten,“ die Finger auf offne Wunden zu legen und den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen ein warnendes Mene tekel upharsin zuzurufen. Leider thun sie das nur zumeist viel zu plump, als daß sie den gewünschten Erfolg damit erzielen könnten, und vor allem glauben sie gern das Ihrige gethan zu haben, wenn sie einen Haufen Schlamm und Unflat zusammenscharrten. Da ist es denn kein Wunder, wenn dieser Realismus unter besonnenen Köpfen sich noch wenig Freunde gewann.

Auch Kretzers neuer Roman, obwohl er, wie rühmend anerkannt werden muß, wenig genug Frivoles in der sonst üblichen Weise enthält, auch rein schriftstellerisch betrachtet gegen die Erstlingswerke einen sehr bedeutenden Fortschritt aufweist, ist durchaus mißlungen. Er ist ein Tendenzroman im schlechtesten Sinne des Wortes, der auf jeden billig denkenden Leser abstoßend wirken muß. Und doch habe ich mich nicht entschließen können, ihn einfach ad acta zu legen. Ich sehe in ihm Gedanken und Bestrebungen laut werden, die der Beachtung wert sind, wenn sie auch hie und da etwas wie Beschämung hervorrufen mögen, und wenn sie auch unter einem Wust von Phrasen schwer herauszufinden sind. Vor allem aber, glaube ich, müssen wir mit Leuten wie Kretzer ernstlich zu rechnen versuchen und ihnen offen und nachdrücklich das Irrige, das Unsittliche ihrer Werke aufdecken, damit sie künftighin reiner und abgeklärter in ihrem Urteil den Kampfplatz der sozialen Frage betreten und wenigstens die schreiendsten Ungerechtigkeiten bei ihren Darstellungen vermeiden. Es steckt in Kretzer eine bedeutende schriftstellerische Kraft, von der man noch Tüchtiges und Ernstes erwarten darf, wenn er erst das unreif Zufahrende, täppisch Sensationsmäßige abgestreift haben wird.

Die Christliche Welt aber hat umsomehr Recht und Pflicht, diesen Roman prüfend anzuschauen, als er eine durchaus

religiöse Frage behandelt und eigentlich durchweg ein theologischer oder doch geistlicher Roman ist.

Sein eigentlicher Inhalt ist rasch erzählt. Konrad Baldus, ein junger „liberaler“ Geistlicher, mit vielen Idealen und einem wohlsitzenden schwarzen Gehrock, geschmückt mit allen möglichen Tugenden und einem üppig wuchernden Vollbart, kurz so recht ein Romanheld nach dem Herzen der verpönten Marlitt, tugendhaft und phrasenreich, wird von einer Berliner Gemeinde zum Prediger an eine der dortigen Kirchen berufen. Die lautere liberale Seele erregt aber natürlich den ganzen Zorn und Neid der orthodoxen Pastoren, und diese wissen es denn mit greulichen Ränken und Listen durchzusetzen, daß der junge Pfarrer alsbald nach einer sehr wunderlichen Antrittspredigt seines Amtes enthoben wird. Er wird Schriftsteller, verlobt sich mit der Dame seines Herzens, die übrigens in der Erzählung keine hervorragende Rolle spielt, und verläßt Berlin.

Es ist, als ob man die „Sebalds“ von Wilhelm Jordan läse. Derselbe geistliche Tugendbold und liberale wohlgekleidete Phrasenheld im Kampfe mit denselben urgemeinen, allen Lastern ergebnen, blödsinnig beschränkten orthodoxen Amtsbrüdern. Er ein Engel, sie lauter Teufel. Sowohl bei Jordan wie bei Kretzer ist es der alleinseligmachende Darwin, der die jungen Theologen aus Kirche und Pfarramt treibt und sie zu begeisterten Aposteln seiner Lehre beruft.

Er — Darwin — hat die neue Bibel geschaffen, auf welche die Menschheit schwören wird, und seine Verkünder werden dereinst an unsrer Stelle in der Kirche stehen (2, 153).

Und doch steht Kretzers Roman höher als Jordans und ist ernster zu nehmen. Denn sind es bei letzterm vornehmlich ästhetische, philosophische, naturwissenschaftliche Fragen, die im Vordergrunde stehen, ist es vor allem die graue Theorie, der er dient, so ist es bei Kretzer die lebensvolle Wirklichkeit, die soziale Frage, die Liebesthätigkeit, das praktische Christentum, die Ethik, um die sich bei ihm alles bewegt. Er muß geradezu ein Fanatiker der christlichen Sittenlehre genannt werden, die er unübertroffen klassisch in der Bergpredigt Jesu niedergelegt findet. Und diese Liebe zu Jesu Worten, diese Begeisterung für Jesu Thaten macht uns anfangs den radikalen realistischen Schriftsteller wert. Wenn er darauf zu sprechen kommt, bietet er wirklich Gutes und Schönes. So schildert er mit Vorliebe seinen Helden als den rechten Jünger des echten Christentums Christi:

Konrad Baldus zeigte sich überall als der milde Menschenfreund, der immer die wahre Christenpflicht zur Richtschnur seiner Handlungen nimmt und überall nach der Ursache sucht, auf die selbst die schlimmste Wirkung zurückzuführen ist. So machte er sich auch dort Freunde, wo des Lebens Elend den Haß am stärksten und leichtesten erzeugte. Er trug sich mit großen Plänen, die verwirklicht werden sollten, sobald er fest im Sattel saß: er wollte drinnen predigen und draußen handeln, wollte die Gleichgiltigen aufrütteln, die Besitzenden zu Thaten der Nächstenliebe anregen und die Kluft zwischen Arm und Reich überbrücken helfen. Damit würde er gewiß die Feinde am besten besiegen und ihnen das vergelten, was sie ihm angethan hatten. Und wenn er sich noch mehr dadurch schüfe, wenn er sich irrte, so wollte er doch immer derselbe bleiben (2, 161 f.).

Daher auch seine Antrittspredigt über die Worte Jesu von der Demut, der Nächstenhilfe, der Feindesliebe: Matth. 6, 38—44.

Die ganze christliche Lehre, die Leiden am Kreuz zu Golgatha, alles das, was Christus verlangt habe zu thun, um teilhaftig zu werden der irdischen Seligkeit, sei auf die Worte des Textes zurückzuführen. Christus sei ein Freund der Armen gewesen, weil er ein Freund der Schwachen gewesen sei, und deshalb habe er auch die Gewalt verworfen. Mein Reich ist noch nicht gekommen, das habe für Christus geheißen: die Zeit ist noch nicht gekommen, wo die Hassenden zu Liebenden werden, die Hochmütigen zu Demütigen, die Gewaltthätigen zu Gewaltverwerfenden, die Unrechthuenden zu Ausübern des Rechts, wo die Großen von den Thronen steigen, die Reichen zu den Armen, um freiwillig meine Lehre erfüllen zu helfen. Denn sein Reich sei immer nur das Reich der Selbstentsagung gewesen (2, 176 ff.).

So war es bei Konrad zur förmlichen Manie geworden, Christus gegen die Christen auszuspielen (1, 85).

Diese Verherrlichung der christlichen Sittenlehre ist nicht neu, gewiß nicht. Aber es sollen die Männer nicht gering geachtet werden, die außerhalb des Schattens der Kirche lebend sich warm begeistern für Jesu milde Predigt und die mit herzbewegenden Worten diese Lehre der Demut, der Entsagung, der

Liebe predigen in demselben Augenblicke, in dem sie schonungslos das Elend der Armen aufdecken. Ich kann nicht glauben, daß die Liebe zu den Geringen und Mühseligen, wie sie uns aus Kretzers Worten entgegentritt, eine unreine, daß die Begeisterung für die Bergpredigt Jesu eine unlautere sei. Ich halte vielmehr dafür, daß in diesem Realismus viel edler Idealismus verborgen liegt. Kretzer wird nicht müde, das immer aufs neue zu bezeugen. Er weist für seinen Helden mit Entschiedenheit den Vorwurf des Sozialismus zurück und sucht den Wert des Christentums als einer innerlichen Geistesmacht recht zu deuten:

Christentum und Sozialismus sind für mich zwei verschiedne Dinge, wenn sie vielleicht auch zu ein und demselben Ziele führen. Der Sozialismus sucht das Glück von außen, und das Christentum sucht es von innen. Der Sozialismus verlangt von andern, und das Christentum verlangt von sich selbst. Wenn beide sich auf halbem Wege entgegen kämen, dann würde ein Ausgleich vielleicht stattfinden können. Alles aus der Welt ist allmählich geworden, aus sich selbst heraus. Weshalb sollte es nicht möglich sein, mit der Zeit an Stelle des gemachten Christentums das natürliche zu setzen? Und diese Rückwirkung wird nicht von der sogenannten Bildung ausgehen, die alles mit Begriffen abfertigt, sondern sie wird von unten kommen, von dem natürlichen Recht, das tausendmal stärker ist als alle eure Gesetze (2, 235).

Mit großer Sorgfalt ist Kretzer darauf bedacht, seinen Helden nicht nur schön reden, sondern auch gut handeln zu lassen; er giebt ihm deshalb wiederholt Gelegenheit, zu zeigen, wie er durch Gewalt nichts erhofft, sondern alles von innen heraus, durch eine sittliche Neugeburt des Herzens, durch strikte Befolgung der Demuts- und Entsagungslehren Jesu. Konrad Baldus ist demnach sofort bereit, die gemeinsten Beschuldigungen seiner Feinde mild und herzlich zu vergeben. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, wo er den Elenden Hilfe bringen kann; er nimmt ein elendes, verstoßenes Mädchen von der Straße mit sich heim, er spricht herzliche, wahrhaft fromme Trostesworte am Grabe eines armen Kindes, er hebt mitten auf einem belebten Platze Berlins am hellen Tage einer alten Frau den schweren Sack auf, der ihr entfallen ist — während alle andern Menschen teilnahmslos vorübergehen. Diese letzte Szene ist wirklich lebensvoll geschildert; wie sich die Leute erstaunt umblicken, als der feingekleidete Herr dem armen Weibe hilft; wie aber auch sofort Berliner Witze und Spottreden über den mitleidig Helfenden laut werden. Und es ist so übel nicht, was daraufhin der liebeübende Konrad inmitten des tosenden Hauptstadtgewühles sinnt:

Die einfachste Menschenpflicht, das erste Gebot der Nächstenliebe, alles das, was Christus ermahnt hatte zu thun den Mühseligen und Beladenen gegenüber, war diesen Leuten als etwas Auffälliges erschienen, weil es auf offnem Markte geschehen war, von einem, der ein besseres Gewand trug als das arme Weib. .... Während er weiter ging, stellte er sich plötzlich folgendes vor: Christus wäre auferstanden und erschiene barfuß in zerfetztem, armseligem Gewande, die Dornenkrone auf dem leidensmüden, von langem Haar umflatterten Haupte, und schritte bescheiden und demütig durch die Menge, um anzuklopfen an die Thür, hinter welcher ihm die Stelle zur Ruhe winkte. Schon hörte Konrad im Geiste das Höhnen und Johlen der Menge, vernahm er tausendfaches Gelächter, sah er die Menschen zusammenströmen, um Witz und Spott über die sonderbare Erscheinung zu gießen. Keine Geißelung mit Stricken, aber eine, die viel fürchterlicher war, die nicht in das Fleisch traf, sondern die Seele! Kein Zug nach Golgatha, sondern nach dem Gewahrsam der Polizei. Nur der Ruf wäre derselbe gewesen: „Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber!" Die Ernte der Saat von neunzehnhundert Jahren! Diese Meute glaubte nicht mehr an Wunder. Und doch predigte man es täglich, lehrte man es stündlich, baute darauf das Himmelsgebäude der Religion; behauptete man, die Welt wäre besser, klüger und sittlicher geworden. Schließlich berief man sich auf die Kultur. Ja die Kultur! Hatte sie die Menschen glücklich gemacht? Was für bedauernswerte Geschöpfe zogen an ihm vorüber. Sie alle hatten nur das eine Ziel: über den Nächsten hinweg einige Sprossen höher zu kommen (2, 221).

Wollen wir solche Gedanken des Realisten, solche pessimistische Träumereien einfach geringschätzig zurückweisen? Ich glaube nicht, daß wir gut daran thun würden. Sie enthalten ihren richtigen Kern, denselben, den wir allerdings in weit geringerm Grade sogar in den weitern Gedanken Kretzers offen zu finden bekennen, die den Roman vorzugsweise zu einem Tendenzroman machen. Kretzer stellt seinem Buche als Motto vor das Wort Matth. 7, 28 und 29: „Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre. Denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten."

Nicht wie die Schriftgelehrten: d. h. Jesu Christentum war ein durchaus andres als das der jetzigen offiziellen Kirche. Nicht genug Worte findet Kretzer, um immer aufs neue zu versichern, wie die jetzige Kirche Schuld habe an den unhaltbaren Zuständen der Gesellschaft, weil sie das „Christentum in Glaceehandschuhen" großgezogen habe, weil sie die Not der Elenden nicht lindere, sondern fördere. Es sind schwere und ungerechte Beschuldigungen, die Kretzer gegen das heutige Kirchentum schleudert, aber wir wollen sie hören; sie offenbaren uns doch hie und da einen wirklichen Schaden, und lehren uns immer wieder aufs neue, was zu hören und zu beherzigen uns heilsam ist, daß unsre Kirche vielfach nicht volkstümlich ist, daß sie lediglich als eine Anstalt für die gebildeten Stände, als ein Zuchtmittel des Staates gilt. Mehr Liebe zum Volke, mehr Hinabsteigen zu seinem Bedürfen, mehr Eingehen auf seine Lebensfragen — das ist ein Haupterfordernis unsrer Kirche, das ists, was uns auch die häßlichen und unwahren Angriffe des fanatischen Kirchenfeindes lehren können und sollen. Spiegeln sie doch die Stimmung weitester Volkskreise getreulich wieder und sind nicht nur die Klügeleien eines verschrobnen Kopfes! So, wenn ein alter Pfarrer am Ende seines Lebens bekennt, er habe sein ganzes Leben gepredigt und doch nichts gewirkt.

Auf die eine Jugend ist eine andre gefolgt, und immer ist meine Liebe dieselbe geblieben, und immer hat das Leben draußen getötet, was in der Kirche zum Lobe des Herrn verkündet worden war. Ich habe mich selbst belogen und tausend andre mit. Ich predigte im Dunkeln und vergaß dem Lichte nachzuspüren. Ich sah nur den halben Menschen, nicht aber den ganzen. Was sich mir darbot, war nur der schwächere Teil; der stärkere war wo anders: in elenden Wohnungen, in Not und Sorge, inmitten von Lust und schlechten Einflüssen, abhängig vom Egoismus, von der brutalen Gewalt (2, 153).

Und ein andermal:

Schuld an der Irreligiosität der Menge hat allein die Kirche. Zwischen der christlichen Lehre und der modernen Kirche als Ausüberin derselben besteht ein großer Unterschied. Der eigentliche Kern der ganzen christlichen Lehre besteht in der That. Die Kirche hat mit der Zeit an ihre Stelle das Wort gesetzt. Aus der Handlung ist die Predigt geworden. Nehmen wir z. B. die ganze Lehre Christi: überall finden wir, daß das Wort ihm undenkbar scheint, ohne die Erfüllung desselben auf Erden. Es giebt nichts, was ihm höher erschien als die gute, uneigennützige That. Die Kirche hat bis jetzt so gut wie nichts dazu beigetragen, den Egoismus aus der Welt zu schaffen. Dadurch, daß sie sich zur Dienerin des Staates gemacht hat, hat sie zu gleicher Zeit die Pflicht übernommen, die Interessen des Staates in jeder Beziehung wahrzunehmen. Sie hat also ihrem ganzen Wirkungskreis eine Beschränkung auferlegt, die das sogenannte praktische Christentum, wie Jesus es gelehrt hat, in seinen letzten Konsequenzen unmöglich macht (1, 71).

In der großen sozialen Umwälzung, die heute die moderne Gesellschaft in allen Fugen erzittern macht, ist die Kirche weit zurückgeblieben. Sie hätte, von einem wahrhaft christlichen Gedanken ausgehend, die erste sein müssen, die sich im offnen Kampfe der Armen und Bedrückten annahm. Dann wäre sie in diesem großen Entwicklungsprozeß nicht beiseite geschoben worden (1, 133).

Ich habe Kretzer absichtlich ausgiebig zu Worte kommen lassen, weil ich mir nicht verhehle, daß die hier ausgesprochnen Gedanken und Beschuldigungen, wenn sie auch kraß übertrieben sind, doch der Wahrheit nicht völlig entbehren, und weil sie uns erneut anspornen müssen, uns immer mehr in die soziale Frage zu vertiefen, um von unsrer Seite und mit unsern Mitteln — den kirchlich-religiösen — zu helfen, mehr zu helfen als bisher. Was in diesem Sinne treibend, fördernd auf uns wirken kann, halte ich alles der Beachtung wert, auch wenn es so unfreundlich und ungerecht gesagt wird wie hier. Kretzer wird demnach zur Klage über einseitige tendenziöse Kritik seines Buches kein Recht haben. Aber nun erhebe ich ernste Anschuldigungen gegen ihn und frage ihn zunächst: Kennst du denn eigentlich die Kirche, die du maßlos befehdest? Machst du dir nicht vielmehr in deinem Kopfe erst ein Zerrbild von ihr zurecht, das du dann leichtlich bekämpfen kannst? Hast du je einmal einen auch nur oberflächlichen Einblick gethan in die rastlose treue Arbeit der Kirche, auf alle ihre Werke, darin sie bestrebt ist, ihrer Aufgabe zu genügen, religiös-sittlich fördernd zu wirken?

Ja, ich frage mich ernstlich, ob Kretzer überhaupt von Geburt, von Erziehung ein Christ ist? Ist er es wirklich, ist

er, gar ein evangelischer Christ, dann zeihe ich ihn der allergrößten Unkenntnis in den Angelegenheiten seiner Kirche und ihres Lebens; ich muß die alte Klage und Anklage über den unglaublich niedrigen Grad christlicher Erkenntnis, kirchlichen Wissens auch gegen ihn laut erheben. Von dem, was das Evangelium und mit ihm die evangelische Kirche Glaube nennt, hat Kretzer nicht die leiseste Ahnung. Ihm ist Glauben nichts andres als das ödeste verstandesmäßige Hinnehmen und Nachplappern gewisser Formeln und Gebote. Er glaubt ein Prophet der Bergpredigt zu sein, weil er etliche ihrer sittlichen Forderungen verstanden hat; von ihrem religiösen Gehalt ist ihm nichts, gar nichts aufgegangen! Er nimmt sie als eine Sittenpredigt und achtet dabei nicht im mindesten darauf, wie sie auch in unvergleichlichem Sinne Glauben predigt und wie die ganze von ihm vielgepriesene Liebespflicht aus dem Glauben stammt. Der Glaube ist aber freilich himmelweit verschieden von dem trocknen Buchstabenglauben, den er für evangelisch ausgiebt, und der in der Ermahnung der Lehrerin an ihre Katechumene gipfelt: „Du sollst das nicht anzweifeln, was der Herr Pastor sagt." Meint Kretzer wirklich, daß die evangelische Kirche irgendwo lehren läßt, wie er seiner Lehrerin in den Mund giebt?

Es ist die erste Aufgabe des Christen, alle unchristlichen Handlungen zu verdammen und der Kirche bis zum Tode Gehorsam entgegenzubringen. Alle Feinde der Kirche sind auch die Feinde der Christen. .... Im Fegefeuer [!] müssen alle Sünder und Feinde der Kirche dereinst bei lebendigem Leibe verbrennen. .... Das achte Gebot heißt so viel wie: Du sollst dem Herrn Pastor und mir bei keiner Gelegenheit widersprechen, alles das thun, was wir um deiner selbst willen von dir verlangen. Wenn z. B. Herr Dr. Baldus etwas Unrechtes gethan hat und die Kirche erklärt ihn für ihren Feind, so läßt du dir eine Todsünde [!] zu Schulden kommen, wenn du ihn nicht mit verdammen hilfst (2, 34. 40).

Das soll evangelische Glaubenslehre sein!? Ist es unverantwortliche Unkenntnis oder absichtliche Entstellung der Wahrheit, wenn Kretzer diesen Blödsinn drucken läßt? Noch hoffe ich für ihn, daß es das erstere ist. Soll das aber auch mit christlicher Unkenntnis entschuldigt werden können, wenn Kretzer einem evangelischen Geistlichen die rohen Worte in den Mund legt:

Es wäre lächerlich, bei dem Stande unsrer heutigen Naturwissenschaft an die Legende von der Befruchtung durch den heiligen Geist zu glauben. Aber die große Masse des Volkes muß in diesem Glauben erhalten werden, und dazu dient die Kirche. Die Regierung befiehlt es, und wir gehorchen (2, 195).

Abgesehn von der ganzen Gemeinheit, die sich in dieser Rede ausspricht: diese schon oben ausgesprochne Ansicht von der Kirche als einer Polizeianstalt des Staates zeugt nicht gerade von sehr reifer Erkenntnis, wenn sie auch vielleicht durch gewisse Berliner Vorkommnisse wenigstens ihre Erklärung finden mag. Wie wunderlich die Wissenschaft von kirchlichen Dingen bei Kretzer ist, geht unter anderm auch daraus hervor, daß er einen Landpfarrer „bei seiner Gemeinde" Urlaub zu einer Reise nach Berlin nehmen läßt, und zeigt sich ebenso darin, daß Konrad Baldus, der von der Gemeinde erwählte Prediger, schon lange das Berliner Pfarrhaus bewohnt, ehe er höhern Orts bestätigt, ernannt und eingeführt ist. Was sich Kretzer unter Liturgie vorstellen mag, ist mir auch nicht klar. Da erzählt der alte Landpfarrer:

Dann trat ich auf die Kanzel. Die Liturgie hatte gerade begonnen (1, 199).

Auch widerspricht es doch völlig dem Herkommen, wenn es gelegentlich eines Gottesdienstes heißt:

Hin und wieder blieben die Gläubigen stehen, neigten das Haupt und verrichteten ein stilles Gebet, bevor sie die geheiligte Halle betraten (2, 169).

Derlei mangelhafte Vorstellungen von kirchlicher Sitte ließen sich noch manche aufweisen. Es sind Kleinigkeiten, aber mit dem oben Angeführten geben sie doch gutes Recht zu dem Urteil: Wer in kirchlicher Lehre und kirchlichem Leben so ganz unwissend ist, der sollte sich nicht zum Richter über die Kirche aufspielen.

Gilt der Vorwurf bisher vorzugsweise der mangelnden Erkenntnis Kretzers von Dingen, über die er schnellfertig und schnöde urteilt, so muß jetzt noch ein weit schwererer, ein sittlicher gegen ihn erhoben werden. Oder findet Kretzer, der

Apostel der Demut und der Feindesliebe, der Prophet der Wahrheit, das etwa auch mit den Lehren der Bergpredigt vereinbar, wenn er einen ganzen ehrbaren Stand, den geistlichen, unablässig auf das ungebührlichste beschimpft, und wenn er sich nicht entblödet, wirklich abscheuliche Zerrbilder allgemein bekannter, unter uns lebender Persönlichkeiten den Lesern vorzuführen? Denn er wird doch nicht leugnen, daß er mit dem schuftigen, scheinheiligen Hofprediger Bock das Bildnis eines vielgenannten Berliner Hofpredigers hat zeichnen wollen. Wo aber nimmt er, der Mann der Bergpredigt, den sittlichen Mut her, einen Mitkämpfer in der sozialen Frage so zu verunglimpfen, so in den Schlamm zu ziehen, ihn der niederträchtigsten Gesinnungslosigkeit und der feigsten Kabalen zu beschuldigen? Ja, woher? Allein aus seinem Haß, den er erst in zweiter Linie gegen die Kirche, in erster gegen ihre Diener, die Geistlichen, im Herzen trägt. Warum dieser Haß ihn erfüllt, weiß ich nicht, interessirt mich auch gar nicht. Aber mit nichts hat Kretzer meines Erachtens sich selbst und seinem guten Namen als Schriftsteller und Wahrheitsfreund so viel Schaden zugefügt, als mit dem verbissenen Groll, mit dem er unaufhörlich bemüht ist, die Pfarrer dem allgemeinen Haß, der Verachtung preiszugeben. Schon in den „Drei Weibern" that er sich eine Güte darin, Geistliche als scheinheilige, lüsterne Heuchler darzustellen; in der Bergpredigt vollends sind alle Theologen bis auf den tugendsam liberalen Helden und etwa noch seinen als Darwinisten sterbenden Vater wahre Ausbunde von Unwahrhaftigkeit und sittlicher Verworfenheit. Der Hofprediger Bock, der in Lüge und List wahre Orgien feiert, der widerliche Pfarrer Julius Baldus, der in wilder Ehe lebt, ein außereheliches Kind außerdem noch besitzt und von sich selbst bekennt, daß er gar keine Ideale habe, der Kandidat Bläsel, der sich in den gemeinsten Spelunken herumtreibt, der Landpfarrer, der als ein einfältiger Sybarit und jämmerlicher Dummkopf dargestellt wird, der Superintendent Thürmel, der ein beschränkter Heuchler ist und mit der Wahrheit auch auf gespanntem Fuße steht, sie alle, umgeben von einer Schar frommer Männer und Frauen, die samt und sonders sittlich bis auf das Mark angefault sind — das sind die Gestalten, in denen uns Kretzer die Kirche vorführt! Die Frommen, die Pfarrer als Heuchler, Dummköpfe und unsittliche Hallunken darzustellen — das ist ja ein alter Kniff, den vor Kretzer schon unzählige andre Schriftsteller angewendet haben, von Heyse und Genossen bis herunter zur Marlitt und Ihresgleichen. An und für sich verfängt das nicht so viel bei allen denen, die solche höllische Figuren als Folie für die edelsinnigen blondbärtigen Helden in ihren Kram brauchen. Aber — wenn ein Realist solches ungereimtes Zeug schreibt, einer, der nun endlich einmal Ernst mit der Wirklichkeit und deren Schilderung machen will, wo bleibt denn da die Wahrheit, die vielgerühmte Naturtreue, wo denn da der Fortschritt gegen das unwahre Dämmerlicht einer vielgescholtnen nebelhaften Romantik? Kretzer glaube nicht, daß ich etwa das Dasein von Beschränktheit, von Trägheit, von Heuchelei, ja von Sittenlosigkeit im Stande der Geistlichen, im Kreise der Frommen einfach wegleugnen will; es steht gewiß vieles bei uns nicht, wie es sollte. Und ich habe schon oben angedeutet, wie meines Erachtens eine ernste Mahnung zur regeren eindringlicheren Teilnahme an der Lösung der sozialen Frage der Kirche und ihren Dienern nur heilsam sein kann, weil gerade hier die Versäumnis offenkundig ist. Aber dagegen protestire ich im Namen der Wahrheit, im Namen des echten Realismus mit Entrüstung und Entschiedenheit, daß die Kirche und ihre Glieder in solcher verzerrten Weise als ein Reich der Gemeinheit und der Lüge geschildert werde!

Schließlich ist es doch nur der blasse Neid, der aus solcher Darstellung spricht. Der ehrenwerte Realist nämlich möchte gern das Privilegium für sich allein beanspruchen, ein Helfer der Armen und Elenden zu sein. Da ist es ihm denn unbequem, auf dem Plane, den er soeben als ein frisches junges Stürmerblut betritt, schon eine ganze große Schar von ehrenwerten, tapfern Kämpfern vorzufinden, die seit langer, langer Zeit mit rüstiger Kraft und gutem Gelingen das Nämliche treiben, was er als etwas Nagelneues unternehmen will: den Mühseligen und Beladenen auf Grund von Christi Worten beizustehen. Und weil

solche Genossenschaft seinem eignen Ruhme Eintrag thun könnte, da wird die Feder flugs in Gift und Galle getaucht und lustig darauf los verleumdet: „Ihr lieben, armen, unterjochten Leute, die sogenannten Frommen sind Heuchler und Schufte; was sie euch bieten, ist nichts andres als ein neues schweres Joch, das Heil liegt allein bei mir, dem neuen Propheten!“ Solches Verfahren ist nicht schön und nicht sittlich zu nennen, und widerstreitet, wie gesagt, schnurstracks dem Grundprinzipe des Realismus, der einfachen Wahrheit, aber es ist wirksam und besticht den Herrn Omnes. Heiligt denn der Zweck das Mittel? Ist das Bergpredigtmoral?

Ich habe oben genugsam betont, wie ich Kretzer gern ernst nehmen möchte, und wie ich tüchtiges Können, redliches Streben, wirkliche Menschenliebe, einen scharfen, kritischen Verstand und ein warmes Herz gern bei ihm uneingeschränkt anerkennen möchte. Er wird der sozialen Frage aber erst dann wahrhaft dienen, wenn er selbst in seiner Schilderung bestehender Zustände wahrhaftig wird. Er hat den Makel der Lüsternheit, der auf seinen „Drei Weibern“ ruhte, zum Besten seines Ruhmes in den letzten Werken abgestreift; kann er auch noch der öden, unwahren Tendenzmacherei entsagen und mit eitel lauterer Feder schreiben, ein wirklicher Realist, dann werde ich ihn als einen tüchtigen Bundesgenossen im sozialen Kampfe mit Freuden begrüßen. Heute noch nicht; heute überwiegt der Abscheu vor den unedeln Mitteln, mit denen er für einen edeln Zweck streitet.

R B

Jesuito-Graphia

In dem diesjährigen Programm des Altenburger Gymnasiums sind eine Anzahl Gedichte des Baumburger Chorherrn Albert Poysel mitgeteilt, der in diesem oberbayrischen Dorfe um 1680 lebte. Ueber ihn schreibt in seiner Sammlung historischer Volkslieder Freiherr von Ditfurth: „So erfreut es auch doppelt, immer noch echten patriotischen Stimmen zu begegnen, die dem stets näher herandringenden Zerfalle des Reiches mit aller Macht der Rede entgegentreten. Vor allem ist es da die Stimme eines Geistlichen, der, stets schlagfertig, mit großer Gewalt des Wortes, als mannhafter Deutscher französischer Anmaßung und Raubgier entgegenkämpft. An ihm könnten unsre Ultramontanen ein edles Vorbild wahrer Vaterlandsliebe nehmen, wenn ihnen noch ein Gefühl dafür geblieben wäre.“ Ebenso bemerkenswert ist es, daß dieser Chorherr, ein eifriger Katholik und entschiedner Gegner Luthers, doch für die Schwächen der eignen Kirche nicht blind ist, sondern zumal das Treiben der Jesuiten satirisch schildert. Hier einige Proben aus seiner Jesuito-Graphia.

Claras aedes, bonum vinum,
Bonum panem, bonum linum,
Abs choro opus divinum;
Indiae Gallos, capones,
Turdos, lepores, pavones,
Adamant hi comedones.
Pingui carne vitulina
Aut bovina vel ovina
Horum plena est culina.
Vivunt una Joviales,
Dies agunt feriales —
Quot optarent esse tales?

Stolze Häuser zu gewinnen,
Wein, Musik und feines Linnen —
Danach steht der Fresser Sinnen.
Truthahn, Drosseln, Pfaun, Kapaune,
Hasen, schön gebratne, braune,
Halten sie bei guter Laune.
Ihre Küch ist wohlberaten,
Kalbs- u. Schöps- u. Rinderbraten
Harren drin auf große Thaten.
Immer leben sie aufs beste,
Feiern alle Tage Feste —
Säß ich auch in ihrem Neste!

Confessores curiosi,
In suggestis sunt verbosi,
Et doctores fastuosi.

Voller Neugier in der Beichte,
Auf der Kanzel unerreichte
Schwätzer, und als Lehrer seichte.

Gaudent gloriae fermento,
Aeris quoque incremento
Ac familiae augmento.

Sie, gebläht von eitler Ehre,
Streben, daß ihr Gut sich mehre,
Zuwachs komm zum Ordensheere.

Si successio speratur,
Tunc societas laetatur,
Designansque praedicatur.

Zeigt sich eine Pfründe offen,
Füllt den Orden frohes Hoffen:
Heil, wenn ihn die Wahl getroffen!

Si cui caligant oculi,
Circumstant locum lectuli
Hi patres, Daemon, Angeli.
Hi vel ille morituri
Anima sint potituri —
Illi bonis potituri.
O vulpinam sanctitatem!
Praedicando charitatem,
Subducunt haereditatem.

Will sich jemands Blick umnachten,
Patres, Teufel, Engel trachten
Dann nach dem, was hoch sie achten:
Engel, Teufel, so er sterbe,
Wer die arme Seel erwerbe —
Jene lauern auf das Erbe.
Heilge, die den Füchsen gleichen!
Predigend der Liebe Zeichen,
Möchten sie das Erb erschleichen.

Sunt audaces ad petendum,
Prompti sunt ad capiendum,
Stabiles ad succedendum.
Norunt blanda cantilena
Cum doctrina Christiana
Allicere aliena.
Heus tu bone, confitere,
Sed o nostri miserere,
Si salutem vis habere.
Nil habemus, ut videtis,
Date nobis quae habetis,
Centuplum accipietis.
Si quem contigit donasse,
Redi semper, semper tace,
Te absolvo, vade in pace!
Hi periti mendicantes
Sunt quasi nihil habentes,
Omniaque possidentes.
Eminent inter clericos,
Imperant inter laicos,
Excellunt inter aulicos,
Spernunt vitam spiritalem
Ambiuntque saecularem,
Infelicem et fatalem.
Opibus si affluentes
Petunt eos vel potentes,
Absque mora sunt praesentes.
At si vocant carcerati
Omnibusve spoliati,
Dicunt: sumus occupati.
An hi, alias verbosi,
Patris sui gloriosi
Filii sunt religiosi?

O wie frech sie stets verlangen,
Stets erbötig, zu empfangen,
Wie sie um die Pfründen bangen!
Wie sie süß und schmeichelnd singen
Von den allerhöchsten Dingen,
Gimpel lockend in die Schlingen!
„Lieber, beichte deine Sünden!
Doch du mußt uns Stifter gründen,
Sollen wir dir Heil verkünden.
Ach ihr seht, daß wir nichts haben!
Bringt uns reichlich eure Gaben,
Gott wird hundertfach euch laben!“
Ward dann ein Geschenk beschieden:
„Brauchst zu beichten nicht hinieden!
Gnade mit dir! Zieh in Frieden!“
Ausgefeimte Bettelbande!
Thun wie völlig Abgebrannte,
Sind die Reichsten in dem Lande.
In dem Klerus sind sie mächtig,
An den Höfen stolz und prächtig,
Gegen Laien niederträchtig.
Abgewandt vom heilgen Leben,
Sind sie ganz der Welt ergeben,
Daß sie zu der Hölle schweben.
Sind sie mächtgen Herrschern nötig,
Reichen Herren, um zu plärren,
Stehn sie gleich zum Dienst erbötig.
Aber rufen arme Leute,
Ruft des bösen Richters Beute,
Heißts: „Es fehlt an Zeit uns heute.“
Sind noch diese geisteslosen
Schwätzer, nur an Dünkel großen
Ignazsöhne Religiosen?

Verschiedenes

(Aus dem Rauhen Hause) wird uns Folgendes zugeschickt: Die Brüderschaft des Rauhen Hauses umfaßte am 1. Januar 1890 445 Mitglieder. Von diesen sind als Hausväter in Erziehungsanstalten 49, außerdem 52 als Gehilfen thätig, als Lehrer in Gemeinden und in Anstalten 26; im ganzen also unter Kindern 127. Der Wanderbevölkerung dienen als Hausväter von Vereinshäusern und Herbergen zur Heimat 59, als Gehilfen in diesen Anstalten 3; als Hausväter und Gehilfen in Arbeiterkolonien 16. Es dienen also der Wanderbevölkerung im ganzen 78 Brüder. In der Stadtmission sind gegenwärtig 41 Brüder in der Arbeit, und zwar hauptsächlich in Hamburg, Berlin, Bremen, Breslau, St. Petersburg, einzelne auch am Rhein. Die bezeichneten Arbeitsfelder dürfen als die bedeutendsten angesehen werden. Außerdem arbeiten die Brüder des Rauhen Hauses als Verwalter von Barackenlagern am Nordostseekanal, als Verwalter städtischer Armenanstalten, in der Krankenpflege, als Aufseher an Strafanstalten u. s. w. Die Bewegung innerhalb der Brüderschaft war im Jahre 1889 eine erhebliche. Unter den bereits entsandten Brüdern wechselten 9 ihre Stellung. Frisch entsandt wurden 14 Brüder, unter diesen 4 nach Deutsch-Ostafrika in die dortigen Lazarette. Pensionirt wurden 5 Brüder, es starben 6. Vorstände der verschiedenartigsten Anstalten erbaten auch im Jahre 1889 vorwiegend leitende Kräfte von der Brüderanstalt, im ganzen 63. Natürlich kann immer nur eine gewisse Anzahl solcher Gesuche Berücksichtigung finden. Die Anstalt legt das schwerste Gewicht darauf, daß nur durchaus bewährte Kräfte an Vorstände abgegeben werden, und daß nur an solche Stellen Ueberlassungen erfolgen, welche alle Bürgschaften für eine gesunde und solide Entwicklung der Anstalt bieten. Dem entspricht auch die Vorsicht, mit der überhaupt Aspiranten in das Brüderhaus des Rauhen Hauses aufgenommen werden, bezw. die Konsequenz, mit der nicht völlig geeignete Kräfte noch rechtzeitig veranlaßt werden, in den frühern Beruf wieder zurückzutreten. Die Zahl der Anmeldungen beim Brüderhause betrug im Jahre 1889 71. Von diesen wurden 17 angenommen, während 1889 im ganzen 18 Brüder auf Rat der Direktion in ihren frühern Beruf wieder zurücktraten.

(Der gegenwärtige Stand des Kampfes gegen die Unsittlichkeit) in Europa mit besondrer Rücksicht auf unsre Aufgabe in Deutschland und Berlin. Vortrag gehalten von Pastor Niemann in Prötzel. Buchhandlung der Berliner Stadtmission; Berlin W., Mohrenstr. 27; Preis 20 Pfge.

Das Heft gehört einer der jüngsten Broschürengattungen an. Die Bewegung gegen die moderne Unsittlichkeit ist leider erst neusten Datums. Nur erst in größern deutschen Städten im Flusse, ist sie namentlich in Berlin von „linksliberaler“ Seite aufs heftigste angegriffen, verleumdet und ins Lächerliche gezogen worden. Man hat den Berliner Männerbund spöttisch eine „moralische Heilsarmee“, ihre Mitglieder „sittliche Musterknaben“ genannt; man hat geradezu die Unsittlichkeit verteidigt, das heutige Hurenwesen als sanitäre Notwendigkeit vertreten. Wer die vorliegende Broschüre mit ihren erschütternden Angaben gelesen hat, verliert auch ernsthafte Bedenken, die er gegen die Sittlichkeitsvereine hatte. Denn ihre Aufgabe ist es, das öffentliche Schamgefühl aufzurütteln,

die sich frech in die Oeffentlichkeit drängende Unsittlichkeit wieder zurückzutreiben in die verborgnen Schlupfwinkel, wohin sie gehört, und mit unermüdlicher Entschiedenheit Staatsbehörden und Volksvertretungen zu zwingen, wenn sies nicht endlich freiwillig thun, daß die Staats- und Polizeigesetze dem christlichen Sittengesetze entsprechend geändert und gehandhabt werden. Dabei bleibt für die Gemeinde, Familie, jeden Einzelnen immer noch die Hauptarbeit an sich und seiner Umgebung. Schriften wie die vorliegende sollten auch jungen Leuten, Studenten, Kaufleuten, Arbeitern und Soldaten nahe gebracht werden. Jeder weiß es und viele aus eigner Erfahrung, wie furchtbar traurig es unter diesen aussieht. P G

(Luthers Lebensende) Die Kupferbergsche Buchhandlung in Mainz hat unter dem 27. Dezember 1889, also noch unter den Nachklängen des weihnachtlichen Friedensfestes die naive oder sagen wir lieber die entsetzliche Dreistigkeit, folgendes drucken zu lassen:

„Luthers Lebensende. Historische Untersuchung von P. Majunke. 1,20 Mark. — Die Frage, ob Luther eines natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sei, ist aus Anlaß des letzten Lutherjubiläums im Jahre 1883 von neuem vielfach erörtert worden. Die damals in Berlin erschienenen „Hamburger Briefe" hielten es für wahrscheinlich, daß Luther auf unnatürliche Weise sein Leben beschlossen habe, gingen aber auf eine nähere Untersuchung der Frage nicht ein. Es entspann sich hierauf über dasselbe Thema ein litterarischer Streit zwischem dem Prediger [? Pfarrer! aber das wollen diese Römlinge nicht sagen] Terlinden zu Duisburg und der dortigen katholischen „Volkszeitung" — eine Polemik, die wiederum zu keinem sichern Ergebnis führen konnte, weil man auf beiden streitenden Teilen die einschlägigen Quellen nicht aufzufinden vermochte. Dr. Majunke fördert nun diese Quellen zutage. Aus denselben ergiebt sich in überraschender und unwiderleglicher Weise, daß Luther in der That ein überaus trauriges Ende genommen hat." [!!!]

Die erste und naturgemäße Antwort auf diese unglaubliche Herausforderung wird die sein, daß man die Schrift: Luthers Tod, ein Schutz- und Trutzwort wider seine Verlästerer von H. Terlinden massenhaft in allen deutschen Landen verbreitet. Wir bitten unsre Freunde, sich dieser Sache anzunehmen, auf die wir bald hoffen zurückkommen zu dürfen. H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

In der Familie des Pastors **Peterson** in Seraing bei Lüttich (Belgien) finden junge Mädchen aus guten Familien liebevolle Aufnahme zur weitern Ausbildung in der französischen und englischen Sprache, Clavier und Gesang, Zeichnen und Malen und wenn gewünscht practische Anleitung im Hauswesen. Ein fröhlicher christlicher Geist herrscht in dem Hause und Referenzen werden durch Eltern von frühern und gegenwärtigen Pensionären gerne gegeben.

Ein Predigtamts-Kandidat

mit absolv. Seminarkursus, 26 Jahr alt, der 1/2 Jahr an einem Institut unterrichtet und 2 Jahr eine Privatschule mit Erfolg geleitet hat, im Predigen geübt ist, sucht zum 1. April ähnliche Stelle als Lehrer resp. Hauslehrer oder Stellung als Prädikant. Gefl. Offerten unter H 2397 an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Breslau.**

Es hat dem allmächtigen Gott gefallen, unsern lieben Gatten und Vater

Oberpfarrer Friedrich Hugo Naumann

am 24. Januar abends 6 Uhr im Alter von 63 Jahren nach vielem Leiden durch ein sanftes Ende zu sich zu rufen.

Dies zeigen tiefbetrübt an

Lichtenstein, Langenberg, Hubertusburg, Schönbach

Die Hinterbliebenen.

Statt besonderer Anzeige.

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Töchterchens wurden hocherfreut

Pfarrer **P. Bonsack** und Frau
Margarete geb. West.

Bornhagen (Eichsfeld), den 25. Januar 1890.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Kunst und Litteratur

49. Jahrgang.

Inhalt des 4. Heftes, ausgegeben am 23. Januar 1890:

Verlegenheiten in Spanien — Das Neueste der Strafrechtswissenschaft — Die Wohnungsfrage — Die Arbeiterbewegung in England — Studien zur englischen Litteratur der Gegenwart. Von E. J. Groth (Schluß) — Antoine Watteau. Von Adolf Rosenberg — Litteratur.

Geistliche Lieder.

Eine Sammlung der schönsten Choräle und Hymnen nebst vierstimmigem Notensatz der berühmtesten Meister.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **H. Kretzschmar, Paul Stöbe**

und

Konsistorialrat **H. Ahlfeld.**

Gebunden in Satin M. 7.—, in Leder M. 12.—, in Atlas M. 12.—.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Geschichte der modernen Kunst.

Von

Adolf Rosenberg.

3 Bände.

Preis für den Band 10 M. broschirt, in Lederhalbfranz gebunden M. 13.50.

Herzliche Bitte

an alle evangelischen Christen, insonderheit die Mitglieder des Evangelischen Bundes

(Abdruck sehr erwünscht!)

„Laßt die Kindlein zu mir kommen und wehrt ihnen nicht!" mahnt Jesus Christus. Vergesse drum die Liebe seiner Jünger doch nicht derjenigen zarten jungen Seelen, welche in Gefahr sind, ihres evangelischen Glaubens beraubt zu werden.

Die römische Kirche strebt, die Zukunft der evangelischen in Frage zu stellen, fahndet nach unsern Kindern. Auf evangelischer Seite leisten Trägheit, Feigheit und jene in gewissen Kreisen „künstlich gezüchtete charakterlose Toleranz" der römischen Betriebsamkeit Vorschub.

Das Diasporawaisenhaus Godesheim zu Godesberg am Rhein ist das jüngste und bedürftigste Liebeswerk zum Schutze und zur Bergung konfessionell gefährdeter Kinder. Es dient dem Zwecke,

aus der evangelischen Diaspora verwaiste oder verwahrloste Kinder, vom Säuglingsalter an, wenn nötig, auch unentgeltlich aufzunehmen, zu lebendigem evangelischen Glauben zu erziehen und bis zum 18. Lebensjahre unter Aufsicht zu halten und erwerbsfähig zu machen.

Ein hoffnungsreicher Anfang ist geschehen: eine muntre Schar größerer und kleinerer Kinder ist der evangelischen Kirche erhalten, bezw. zurückerobert worden. **Mühe und Kosten sind oft außerordentlich groß.** Einige Belege! 4 Kinder eines durch Bankerott ins Gefängnis geratenen evangelischen Kaufmanns waren durch einen römischen Kaplan in Klöster verbracht worden. Es galt sie da wieder herauszuholen!! Die beiden ältesten konnten nur durch die persönliche Hilfe eines höheren Polizeibeamten aus dem Kloster „Zum Kinde Jesu" in M. an der belgischen Grenze befreit werden; das dritte mußte in einem Kölnischen Kloster mit hoher Summe losgekauft werden; das vierte wurde erst nach vielem Suchen in fünf verschiednen Klöstern und Anstalten endlich entdeckt. — In Metz starb ein evangelischer Edelmann, aus A. in Westfalen gebürtig. Seine katholische Witwe begab sich, aller Mittel entblößt, zu Verwandten nach München. In der Verzweiflung der Not öffnete sie sich die Pulsadern. Die protestantische Gemeinde München, aufmerksam geworden, hat die Obsorge für die älteren Kinder übernommen; das jüngste, ein 4jähriger Knabe, hat im Godesheim, wohin er gänzlich ausgehungert überbracht wurde, Aufnahme gefunden. Der Armenvorstand der Heimatgemeinde A., um Pflegegeld angegangen, hat erklärt: Der Knabe müsse zu den katholischen — selbst armen — Verwandten zurück, da die soeben geheilt aus dem Irrenhaus entlassene Mutter 15 M. (!) monatliche Unterstützung erhalte, folglich das Kind ernähren könne!! Dem wird natürlich nicht Folge gegeben. — Eine treue Diakonissin in T. steht im Begriffe, der Anstalt 8 evangelische Kinder zuzuführen, welche, von den eignen Glaubensgenossen preisgegeben, von Rom mit Freuden eingeheimst wurden.

Dies Wenige zum Beweise für das Schwierige und Kostspielige, aber auch das Wichtige und Segensreiche der Anstaltsarbeit.

Ein Gnadengeschenk Sr. Maj. des Kaisers von 10 000 M. hat dem jungen Werke eine hocherfreuliche Stärkung erwiesen. Aufopfernde Gönner und Freunde helfen auch. Aber das Bedürfnis ist recht groß. 60 000 Mark Grundschuld sind zu verzinsen und zu tilgen; die meisten Kinder werden unentgeltlich verpflegt; schier täglich laufen neue Bitten um Aufnahme ein, nicht selten in empörende Zustände den Blick eröffnend.

Hilfe ist not! Ich denke: der Herr, unser Heiland, hat noch willige Herzen und offne Hände auf Erden auch für diesen Zweig seiner Reichsarbeit. — Gebraucht werden kann alles: Kleidung, Wäsche, Möbel, Bilder, Spielzeug — vor allem aber Geld! Auch die kleinste Gabe findet dankbare Herzen. Wer denn um Christi willen den Leitern und Arbeitern der Anstalt ihre Sorgen erleichtern und den lieben Waisenkindern eine Freude machen will, — er wird nicht ungesegnet bleiben.

Man sende freundlichst an die Redaktion d. Bl. oder an Herrn Pfarrer Axenfeld in Godesberg oder den Unterzeichneten.

Giesekke,
evangelischer Pfarrer in Solingen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig